



Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wien, 1. November 1899. ←

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Rachdruck verboten.

## Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Fortsetzung.)

Der Doctor war ein schlechter Muderer, Graf Brontischess sah es sofort. Wie konnte man sich bei einem solchen Wetter auf den See hinaus wagen, wenn man seiner Kunst nicht sicherer ist? Er wollte einem anderen Hülfe bringen und hätte ihrer selber bedurft. Es dauerte nicht lange, so hatte er vollauf damit zu thun, sich über Wasser zu halten.

„Hahaha!“ ein wildes, krampfhaftes Lachen rang sich aus der Kehle des tollen Grafen, „Hahaha!“

Wer würde es treffen? Die Chancen lagen immerhin noch günstiger für jenen, denn der hatte einen guten Kahn und den festen Willen zu siegen, während er in seinem Seelenverkäufer keine Hand zu seiner Rettung rührte.

Nein, — nicht den Finger wollte er krumm machen! er wollte jenem einen Vorsprung gönnen, mochte dann das Schicksal zwischen ihnen entscheiden. — Einer von ihnen beiden war überflüssig auf der Welt, einer mußte weichen, — oder beide, — tant mieux!

Es war ein Handicap auf Tod und Leben, das da ausgezogen wurde, und der tolle Graf lachte in seiner

tanzenden Muschale, ein schauerliches, schluchzendes, wahnwitziges Lachen. — Es waren nicht er und ein anderer, — waren nicht Menschen, die hier um ihr Leben spielten, — es waren zwei Favorits auf der Rennbahn, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen trachteten, und Graf Brontischess stand abseits und verfolgte mit heißer Spannung die wechselnden Chancen, — nicht wegen der hohen Summe, die er auf den einen gewettet hatte, — was waren dem tollen Grafen ein paar Tausende, — aber es sollte sich entscheiden, welcher von den beiden Rennern der tüchtigere war, würdig, den Siegespreis zu erringen.

Daß der Zufall dabei gar oft sein Wort mitspricht, daran dachte Graf Brontischess in diesem Augenblick nicht, und er sah auch nicht, daß es ein ungleicher Kampf war, der hier ausgefochten wurde, — ungleich an Einsatz und sittlichem Werth.

Die Boote näherten sich mehr und mehr, wie in teuflischem Hohn trieben die Wellen sie einander zu, — sollten sie gemeinsam untergehen?

Plötzlich glühte ein tigerhaftes Leuchten in den Augen Brontischess's auf, — eine Welle hatte den anderen Kahn erfaßt, emporgeschleudert, — eine Sekunde war er in den Wassermassen vergraben, als er wieder zum Vorschein kam, war er leer. —

Da ging ein Ruck durch den Körper des Grafen, der Wahnsinn wich von ihm. Ohne Bejinnen schleuderte er den hemmenden Rock von seinen Schultern. Im

nächsten Augenblick schon hatte er sich ins Wasser geworfen, um ihm sein Opfer abzuringen.

Ein harter, verzweifelter Kampf mit dem entfesselten Element, das seine Beute nicht wieder hergeben wollte.

Der Doctor verstand zwar besser zu schwimmen als zu rudern, und er hatte sich auch glücklich an die Oberfläche emporgearbeitet, aber er war halb betäubt und unfähig, seine Kraft zu entfalten. Da packte ihn des Grafen nervige Hand von hinten. „Halten Sie Sich ruhig, — fassen Sie mich nicht an,“ herrschte er ihm zu, und so hielt er ihn über Wasser.

Es war ein furchterliches Ringen mit den schäumenden, stürzenden Wogen. Der Himmel hatte sich zu völliger Nacht verdunkelt, nur die dicht einander folgenden Blitze beleuchteten mit grellem Schein die schauerliche Scenerie. Immer wieder trachteten die Wellen, die beiden verzweiflungsvoll kämpfenden Menschen auseinander zu reißen, aber was des tollen Grafen eiserne Faust einmal erfaßt hatte, das war in seiner Gewalt.

Langsam näherten sich die beiden Schwimmer dem Ufer. Als sie festen Boden unter den Füßen fühlten, überließ der Graf seinen Secretair den hülfsbereit sich entgegenstreckenden Händen seines Personals; er selber wies jeden Beifstand ab; fest, stramm, elastisch wie immer, ohne eine Spur von Erschlaffung, aber schwer atmend, mit über einander gepreßten Lippen und einer Stirn, so finster wie die Nacht, schritt er dem Schlosse zu.

Auf den Stufen der Terrasse fauerte die Gräfin,



Herbstabend. Nach dem Gemälde von P. Jackman.

Angst und Grauen hatten sie auf die Knie geworfen. Als ihr Mann an ihr vorüberschritt, streckte sie ihm beide Arme entgegen.

"Wladimir," schluchzte sie auf, "lebt er?"

"Er lebt!" stieß er kurz hervor, und ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er ins Haus.

Ein endlos langer Tag war über Schloß Waldsee dahingegangen. Der Graf und die Gräfin hatten sich, jedes für sich, eingeschlossen und niemand empfangen; auch der Doctor war nicht zum Vortheil gekommen. Nachdem er sich nothdürftig von seiner Erschöpfung erholt hatte, war er daran gegangen, seine Sachen zu packen. Blaß und müde, aber mit sicherer Entschiedenheit ging er seinen Weg.

Seit gestern wußte er so gut wie der Graf, daß einer von ihnen beiden hier überflüssig sei und zu weichen habe, und selbstverständlich war er derjenige. Mit welchem Recht durfte er neben dem Grafen seinen Platz behaupten? Sie liebten beide das eine Weib, und war diese Liebe gleich stark, so brauchte der Graf nur seine That seiner Wagschale hinzuzufügen, und des Doctors Hölste schnelle Federleicht in die Höhe.

Es war eine Zeit gewesen, in der er diese That, mit der der Graf Brontischoff ein armes Mädchen vom Untergang errettet hatte, kurz mit den Worten: "Zufall", — "Laune" abtun zu können meinte, und nur widerwillig gab er nach und nach dem Menschen Brontischoff ein Recht daran. Jetzt hatte dieser selbe Brontischoff der einen That noch die sittlich größere und schwerere hinzugefügt, dem einstigen Verlobten seiner Frau und noch immer Beliebten das Leben zu retten, der Brontischoff, dessen ganzes Sinn und Trachten sich im Grunde nur darum drehte, seinem Weibe das Leben glücklich zu gestalten, so weit das bei seinem Naturell überhaupt möglich war.

Swar er, der Doctor Bindnagel, hatte ebenfalls nicht gezögert, seinem Rivalen in der Gefahr beizutreten, aber er war auch nicht der "tolle Graf"! Er war in anderen Sittlichkeitsbegriffen groß geworden, wie jener Halb-Asiat, seine Handlungen bestimmte das Bewußtsein einer moralischen Verpflichtung, er wäre ein Schurke vor sich selber gewesen, wenn er einem in Lebensgefahr schwebenden Menschen nicht hilfreiche Hand geleistet hätte, und wäre dieser selbst sein Todfeind gewesen. Den Grafen aber, der gewohnt war, die eigenen Wünsche als Moral-Codex zu betrachten, hatte nur ein impulsiver Drang, das Gute über das Niedrige zu stellen, bei dieser Handlung geleitet, ein angeborener Instinkt für das wahrhaft Edle, — des Grafen That war ein Beweis wirklicher innerer Vornehmheit. Nicht dem hochgeborenen Grafen wich der einfache Gelehrte, er wich dem Menschen Brontischoff.

Die Gräfin hatte sich für untrennbar vereinigt mit dem Gatten erklärt, das war ihrer würdig, und er achtete sie darum nur noch höher, — und ihm hatte sie die Freundschaft geboten. Ein melancholisches Lächeln glitt über sein Gesicht. Er hatte früher gesessen unter der Freundschaft der geliebten Frau, und jetzt würde er an ihr zu Grunde gehen, und sie, — sie auch. — Die Schatten der Vergangenheit waren aus ihrer Ruhe gefördert worden!

Eine heiße, quälende Neue ersaßte ihn, daß er sich ihr wieder in den Weg gestellt hatte. Sie hatte ein ruhiges, zufriedenes Glück an der Seite des Gatten gefunden, und nun war er gekommen, ein Mahner an entchwundene Seligkeit, ein ewiger Hinweis darauf, daß es eine andere Liebe giebt, als die wunschlos gewährrende, duldsame, einen heiseren Pulschlag, als den dauernder Gewöhnung; daß die Leidenschaft noch nicht ausgestorben ist in der Welt. — In dem strahlendsten Sonnenschein des erhabensten Pflichtbewußtseins kann das Herz zu Eis erstarren, — ihr stolzes Herz würde erstarren, — und er? In seinen Adern pochte die Leidenschaft, in seiner Seele brannte der wilde Wunsch, sie sein zu nennen. — Und mit dieser Gluth im Innern sollte er den Zwang fühlen Beisammenseins ertragen? jede Miene, jeden Blick abwägen? jedes gute Wort aus Furcht vor Missverständnissen zurückdrängen? immer vor der eigenen Herzensthür mit gezücktem Schwert als Wächter stehen? — Ein Unding, das jenseits der Menschenkraft lag, und eine Unsitthlichkeit obenein. — So wollte er nach einer ehrlichen Aussprache mit dem Grafen das Feld räumen, und es war sein Trost, daß er es reinen Herzens thun konnte.

Am Nachmittag der folgenden Tages erschien der Graf zum Morgenthau bei der Gräfin. Er sah aus wie gewöhnlich, nur ein gewissnes nachdenkliches Etwas lag in seinen Augen, das man sonst an ihm nicht wahrnehmen konnte. Er führte die Hand seiner Frau, wie er immer zu thun pflegte, und setzte sich dann nieder, die Zeitung zu lesen.

Die Gräfin erschien blaß und übernächtig; mit einem

sorgenden Blick beobachtete sie ihn, auf ihren Lippen brannte eine Frage, die sie nicht auszusprechen wagte, sie wußte nur zu gut, daß ihr Gatte nicht liebte, abgethanen Geschichten noch einmal zu berühren. Endlich begann sie doch:

"Wie fühlst Du Dich, Wladimir Petrowitsch?"

"Vollkommen wohl, wie Du siehst." Er legte die Zeitung hin und sah ihr unter den buschigen weißen Brauen hervor scharf ins Gesicht. "Und Du?"

Sie schauerte zusammen.

"Ich kann noch immer das Grauen nicht los werden, — wie habe ich mich geängstigt!"

"Das war sehr thöricht, Du weißt, daß ich wasserfest bin, — und diese Komödie mit dem Doctor konntest Du uns ersparen."

"Wladimir," rief sie erschrocken und vorwurfsvoll, "meinst Du, er habe nöthig, sich nach dem, was seine Pflicht ist, bei mir zu erkundigen?"

"Pflicht, — Pflicht!" er warf es geringfügig hin. "Ich wußte nicht, wie es des Doctors Pflicht sein könnte, mir für die paar Pfennige Gehalt das Leben zu retten, sobald es mir paßt, es aufs Spiel zu setzen. — Neuerhaupt Pflicht! jeder Mensch hat eine andere Auffassung von ihr. — Als ich gestern von der Spazierfahrt wider Erwarten glücklich zurückkehrte, da erkundigte sich die Gräfin Brontischoff sehr theilnahmsvoll nach dem Wohlergehen meines Gefährten, — wahrscheinlich hielt sie das für ihre Pflicht."

Sie erröthete jäh und tief, aber ohne eine Spur von Scheu richtete sie sich in ihrem Sessel auf, stolz und ruhig sagte sie:

"Ich habe um ihn gebangt und nach ihm gefragt, weil ich wußte, daß er der Schwächere von Euch beiden war. Deine Kraft und Sicherheit kenne ich, Wladimir Petrowitsch, und ich vertraue ihr! Trotzdem habe ich den Doctor nicht zurückgehalten, als er Dir zu Hilfe eilen wollte, denn ich hätte ohne Besinnen dasselbe gethan, — das ist Pflicht, wie wir sie auffassen."

"Wir?" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen, — "ah!" Dann brach er zornig los: "Ein Dummenjungenstreit war es, und die Gräfin Brontischoff hätte wissen sollen, daß ihr Mann diesem — Magister nichts zu danken haben will, am allerwenigsten sein Leben!"

Er sprang auf und schritt im Zimmer hin und her.

"Das klingt anders, als wenn dieser Magister von dem Herrn Grafen spricht! Hast Du ein Recht, mit Verachtung auf den Doctor herabzusehen? Hat er sich gegen Dich vergangen?"

"O nein, — nein!" Er lachte kurz und rauh. "Dazu ist er zu temperamentlos! — Ihr seid ja zu jung zum Sündigen!"

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr in das tief erblaßte Gesicht.

"Wenn ich in meinen jungen Jahren ein Weib geliebt habe, und es hat mir eingestanden, daß es mich wieder liebt, dann habe ich unser Glück uns errungen, der ganzen Welt zum Trost! — Das ist meine Auffassung von der Pflicht eines Mannes. Der Mensch wird nacht in das Leben gestellt, und es ist seine Sache, wie er sich kleidet und bettet, — der Hunger läßt sich nicht mit philosophischen Betrachtungen zum Schweigen bringen, und warum wäre uns der Hunger gegeben, wenn wir ihn nicht stillen sollten? — Ein schwächliches Entsehen ist Freiheit in meinen Augen."

Sie erhob sich jetzt auch und stand ihm nun Aug in Aug gegenüber, hoch aufgerichtet, ruhig, vornehm sah sie auf ihn herab, der kleiner war als sie.

"Es gibt etwas, das steht höher als der Genuss, Wladimir Petrowitsch, das ist die Ehre!"

"Gar mancher verschänzt seine Schwachheit hinter seiner Ehre."

"Wenn Du Gewaltthätigkeit und Selbstsucht Thatst nennst, dann sind wir allerdings feig!"

"Wir?" wiederholte er noch einmal, es zuckte um seinen martialischen Schnurrbart, aber er fuhr nicht wieder auf, ja er wurde seltsam ruhig.

"Du nimmst zwei Parteien hier im Hause an, — Ihr und mich, das beweist mir, daß Du mit der Angelegenheit bereits fertig bist in Deinem Innern, und dann hast Du mir gewiß auch schon meinen Platz für die Zukunft angewiesen. Du würdest mich zu Dank verpflichten, wenn Du mir ihn zeigtest, — es ist so unbehaglich, im eigenen Hause im Dunkeln zu tappen."

Er verschränkte die Arme und lehnte sich wartend an eine Tischkante.

Sie umklammerte mit ihren Händen fest die Lehne des vor ihr stehenden Sessels, kein Blutstropfen war in ihrem Gesicht, und als sie sprach, hörte man den Zwang, den sie sich anhun mußte, aus ihrer Stimme.

"Meinetwegen brauchte diese Angelegenheit nicht berührt zu werden, Wladimir, mein Weg liegt klar vor mir, und ich bin nicht eine Sekunde in meinem Innern

beirrt worden, ob ich ihn schreiten soll; aber ich sehe, Du fürchtest, ich könnte straucheln, — und der Doctor fürchtet es wohl auch, und darum hätte ich heut' ohne hin gesprochen, ich wartete bereits auf Dich, Wladimir Petrowitsch. — Aus Deinen Worten entnehme ich, daß Du meine Unterredung mit dem Doctor, gestern vor Deiner Wasserfahrt, mit angehört haben mußt?" Sie sah ihn fragend an.

"Ja, ich habe sie gehört, und daß nach dieser gegenseitigen, interessanten Beichte das Leben hier im Hause nicht so fortgehen kann, wie bisher, das siehst Du wohl auch ein."

Es klang drohend. Sie fuhr ruhig fort.

"Das sehe ich ein, Wladimir, ein Schatten ist aus seinem Grabe gerufen, der ewig hätte ruhen sollen, und er wird nun umgehen und die Lebenden ängstigen, — das ist so, — und doch ist's nicht er selber, den ich fürchte, sondern der Schatten des Schattens: Argwohn und Misstrauen. — Trotzdem ist es gut, daß das zwischen mir und dem Doctor abgemacht wurde, — einmal für immer! — Wir sind nun fertig mit einander, Wladimir, und damit dieser aufgescheuchte Schatten Zeit hat, wieder zur Ruhe zu gehen, bitte ich Dich, daß Du mit mir nach Russland zurückkehrst, — morgen, heute noch, — sofort, wenn Du willst, — ich bin bereit!"

Er sah sie überrascht, fassungslos an.

"Du willst mit — mir gehen?" Langsam, unsicher, als ob er fürchte, falsch gehört zu haben, kamen die Worte von seinen Lippen. "Du — mit — mir?"

Sie lächelte müde.

"Ich mit Dir, selbstverständlich, Wladimir Petrowitsch."

"Hahaha!" er lachte rauh und gequält auf. "Du willst das Opferlamm spielen, — die an ihrem Edelmuth, ihrem Pflichtbewußtsein, ihrer Dankbarkeit dahinweltende Madonna." — Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Theegläser hoch aussprangen. "Ich will kein Opfer, — ich hasse diese Edelmuths-Comödien, dieses entzückungsvolle Märtyrerthum. Habe den Mut zu sein, die Du bist, sei Mensch, — Mensch und kein Engel! — Warum lägst Du mir, daß Du ihn liebst?"

Sie trat dicht an ihn heran und legte ihm die Hand auf den Arm. Die Glieder bebten ihr, aber ihr Gesicht war wie aus Marmor.

"Ich lüge es Dir nicht, Wladimir! Ich liebe den Doctor, er ist das Ideal, die einzige glückselige Erinnerung meiner traurigen Jugendzeit, ich werde ihn nie, — nie vergessen! Aber neben ihm in meinem Herzen siehst Du, Wladimir Petrowitsch, und obwohl ich Dich anders liebe, wie ihn, so liebe ich Dich mehr. Du bist mir Vater, Bruder, Gatte in einer Person, in Deinem Hause habe ich noch langer, schmerzlich trüber Vereinsamung eine Heimat gefunden, Du hast die Verlassene an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, es gibt keinen Menschen, dem ich mehr vertraue, den ich höher achte und mehr verehre als Dich. — Blicke nicht geringfügig auf Dankbarkeit und Pflichtgefühl herab, sie waren die Brücke, auf der mein Herz zu dem Deinen gelangt ist. — Anfanglich war ich Dir nur ergeben, jetzt liebe ich Dich, Wladimir Petrowitsch, nicht mit himmelhoch jauchzender Leidenschaft, aber mit der stillen, steten, unverlöschlichen Liebe, die dem heiligen Besta-Zeuer gleicht. Wir beide sind unzertrennlich verbunden fürs Leben, das weiß der Doctor, — und er versteht es auch! — und nun komm, Wladimir Petrowitsch, las uns heim gehen in Dein Vaterland."

Sie hatte ihren Kopf sanft an seine schwer und haftig arbeitende Brust gelehnt und sah mit einem guten Blick voll ehrlich treuer Hingabe zu ihm auf.

"Sascha, — Saschinka!" flüsterte er mit scheuer, angstvoller Zärtlichkeit, "das, — das mir, dem Alten mit dem grauen Kopf? — dem 'tollen' Grafen?"

"Graf Brontischoff mit dem jungen Herzen wird niemals alt werden," lächelte sie, seinen Hals umschlingend, "und seine Tollheit hat sich noch nie gegen mich gefehrt."

Da umfaßte er sie mit seinen beiden Armen und preßte sie leidenschaftlich an sich. Er sagte auch jetzt kein Wort von Liebe, aber eine unsagliche Zärtlichkeit lag in seinem Blick, und ein tiefer, zitternder Atemzug glitt wie ein Aufseufzen der Erlösung von langer Pein über seine Lippen.

"Sascha, meine weiße Taube, wirst Du nie bereuen, mit dem Alten gegangen zu sein?"

"Nie!" sagte sie fest und feierlich. —

Am Abend ließ der Doctor den Herrn Grafen um eine Unterredung bitten, aber er erhielt den Befehl, der Graf würde ihn am anderen Morgen rufen lassen. Das geschah nicht, statt dessen brachte man ihm einen Brief und die verblüffende Nachricht, Graf und Gräfin Brontischoff seien in der Nacht dringender, unaufliebbarer Geschäfte wegen nach Russland abgereist.

In dem Briefe theilte ihm der Graf seine Abreise mit, dankte ihm für seine treuen, selbstlosen Dienste und sagte ihm in schlichten, herzlichen Worten, daß der Doctor Bindnagel einer der wenigen Menschen sei, vor denen der Graf Brontischoff eine unbedingte Hochachtung empfände, und daß er ehrlich um seine Freundschaft werbe. Er sei jetzt leider gezwungen, nach Russland zurückzufahren, hoffe aber im Leben noch einmal Gelegenheit zu haben, ihm auch persönlich die Freundeshand bieten zu können. Aus seinen Diensten entlasse er ihn nicht, sein Haushesen in Deutschland bedürfe dringend eines treuen und rechtschaffenen Hüters, und er hege die feste Zuversicht, der Doctor werde ihm einen Beweis seiner Freundschaft geben, indem er das Gut des Grafen verwalte. Das solle ihm keine Fessel sein, er wünsche im Gegentheil von ganzem Herzen, der Doctor möge sich sein Dasein ganz nach seinem Wunsch gestalten und aus seinen Studien und Forschungen Kraft und Zuversicht genug schöpfen, um auch schwere Stunden ungebeugt überdauern zu können. Seine Frau sende ihm ihre wärmsten Abschiedsgrüße und die Versicherung unveränderbarer Freundschaft.

Der Doctor sank auf einen Stuhl und bededete die Augen mit der Hand. Das war der „tolle“ Graf, der diesen Brief voll Zartheit und Schonung geschrieben hatte? Nein, das war der Mensch Brontischoff, der Großes zu leisten im stande war und darum auch Großes von anderen forderte, — denn trotz aller Schonung, mit der ihn der Graf behandelte, war es doch schweres, was er ihm da auferlegte, eine Art Kraftprobe der Seele. Er sollte für den sorgen, der ihm sein Liebste geraubt, er sollte unter der Pein täglich, ständig erneuter Erinnerung tragen lernen, — die Wunde seines Herzens sollte vernarben, trotzdem man täglich die Sonne in sie senkte. Ein Almosen war es sicher nicht, was ihm der Graf bot, ob es ihm gleich ermöglichte, unbhindert von Alltagsjahren seinem Lebensziel entgegen zu arbeiten, und er konnte es annehmen, ohne sich zu erniedrigen, — ja er mußte es annehmen, wenn er sich nicht kleiner erweisen wollte, als der Graf Brontischoff.

Sein ganzer Mannestolz überlammte ihn, daß sichere Selbstbewußtsein eines Menschen, der seine Ehre über alles stellt. Er würde sich des Vertrauens des Grafen Brontischoff würdig erweisen; zwischen ihm und jenem Mann gab es kein Mittelding, entweder unbedingte, rücksichtlose Freundschaft oder Feindschaft, — und er wählte die Freundschaft, — er konnte nicht anders.

Und dann begrüßte er still das Glück seines Lebens zum zweiten Mal, und diesmal war es wohl tot für immer. —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Perlen.

Von Julius Stinde.

Eine indische Sage erzählt, daß die Perlmutt bei dem ersten Frühlingsregen ihre Schalen öffne und einen flauen Tropfen ausspülle, der zur Perle erstarrte. Somit gilt die Perle den Indiern als ein Geschenk des Himmels, und ihre Weisen legten ihr eine tiefere Bedeutung bei, indem sie die Perlen als Sinnbilder der Sterne betrachten. Eine Perlenkette ist ihnen das Symbol des Weltalls und der belebten Schöpfung, denn Krishna sagt in dem Gedicht Shagavad-Gita: „Ich bin des ganzen Weltalls Ursprung, so wie Vernichtung auch; außer mir gibt es ein anderes Höheres nicht; an mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.“ Der Thautropfen kommt vom Himmel, die Perle bildet sich daraus in dem lebenden Thiere, an ihr haben daher Ueberirdisches und Irdisches gleichen Anteil, die zusammenhaltende Schnur deutet auf den göttlichen Zusammenhang aller Dinge. Darum ist die Perlenkette etwas Heiliges, und indem der Gromme beim Gebete oder bei erbaulichen Betrachtungen die einzelnen Perlen durch seine Finger gleiten läßt, verrichtet er eine der Gottheit wohlgefällige Ehrung. Die Kinder der Welt aber erfreuen sich an der Schönheit der Perlen, an ihrem milden Glanze, an ihrer Färbung und schmücken sich damit.

In Europa wird die weißliche Färbung der Perlen bevorzugt; die Orientalen schätzen die gelbe Farbe am höchsten. Schwarze Perlen werden hoch bezahlt, da sie selten sind, und die bleifarbenen und schwärzlichen sind gesucht, um sie zu Schmuckstücken besonderer Art zu verarbeiten.

Je größer eine Perle ist, je vollommener ihre Rundung, ihre Blätte und ihr hell durchsichtiger Glanz, um so höher wird sie geschätzt, und deshalb ist ein Perlenschmuck um so wertvoller, je mehr gleich schöne und tadellose Perlen er in sich vereinigt.

Die Größe der Perle spielt bei der Feststellung des Preises die erste Rolle. Seltener erreicht sie die Größe einer kleinen Walnuß. Häufiger ist schon die einer Kirche. Die erbengroßen teils Zahlperlen, die kleineren Lotperlen, die kleinsten Staubperlen. Außerdem unterscheidet man birnenförmige, zwiebelförmige und Baroque-Perlen, worunter mischgeformte zu verstehen sind, die jedoch der Juwelier durch kunstvolle Fassung zur Geltung zu bringen weiß, indem er sie als den Körper eines kleinen Schwanes, einer Spinne, einer Knospe und vergleichbar mehr, in Verbindung mit Edelsteinen und Gold, zu Tuchnadeln und Broschen verarbeitet.

So hübsch nun auch die indische Thautropfen-Theorie ist, genügt sie dennoch nicht dem abendländischen Forcher; der Zoologe und der Chemiker haben sich beide bemüht, den wahren Ursprung der Perle zu ergründen.

Der Zoologe hat gefunden, daß nicht nur die in südlichen Meeren lebende echte Perlmutt, sondern auch die Miesmuschel, die Flußperlmutt und selbst die Austern Perlen erzeugen, und es ist schon vorgekommen, daß ein Liebhaber von Austern in dem wohlsmiedenden Schalthier unerwartet eine wertvolle Perle fand, obgleich die runden, schneeweißen Perlen, welche öfter in den echten Austern vorkommen, auf dem Markt seinerlei Preis erzielen. Es war deshalb thöricht von jenem Studenten, der in der Hoffnung auf Perlensud die Austenkeller frequentierte und die Schulden, welche er mit der ersehnten Perle zu bezahlen gedachte, nur um so rascher vergrößerte.

Da nun nicht jede Perlmutt sich veranlaßt fühlt, Perlen zu bilden, suchte man die näheren Umstände zu ergründen, die Ursachen der Perlen-erzeugenden Thätigkeit sein können. Man nahm Perlen und schloß sie bis zur Durchsichtigkeit ab, um ihren Bau unter dem Mikroskop zu erkennen. Hierbei ergab sich, daß die Perlen meist einen Kern bestehen, der aus kleinen Milben, Würmern oder Faden-Algen besteht, aus einem Eindringling, den das Muschelthier mit Perlensubstanz überzogen hat.

Woraus diese ihresgleichen besteht, das hat der Chemiker nachgewiesen: sie ist der Hauptzucker nach Kohlensäurer Kalk, innig verbunden mit einer leimartigen, organischen Substanz.

Nun giebt es zwar viele Leute, die da glauben, daß der Chemiker, sobald er durch seine Wissenschaft die Bestandtheile eines Körpers ermittelt hat, nun auch im stande sei, ihn in seinen Kolben und Retorten künstlich nachzubilden; leider überwiegt jedoch das Wissen des Chemikers können, und in zahlreichen Fällen muß er sich gestehen, daß er es im Bereichen und Erstellen weiter bringt, als im Aufbauen und Wieder-Zusammenführen. Würde man einem noch so geschilderten Scheinfürstler zum Beispiel eine Tonnen Kalk geben und eine Tonne mit Leim und Knoyvel-Substanz gefüllt und ihm die Aufgabe stellen, aus diesen Ingredienzen echte Perlen zu bilden, so müßte er die Zunichtung ablehnen, denn er besitzt kein Mittel, die einzelnen Theilchen dieser beiden Stoffe derart zu ordnen und zusammenzufügen, daß sie in jenem milden Schimmer erglänzen, den wir an der Perle schämen.

Die Perlmutt hat weder dem Zoologen noch dem Chemiker ihr Geheimniß bis jetzt verraten, wie sie es macht, den im Wasser gelösten Kalk aufzunehmen und mit organischer Substanz als Perlensubstanz auszuscheiden.

Unzählige Muscheln bauen sich freilich ebenfalls ein Kall gehäuse, allein nur einzelne fügen die Schale so, daß sie den bekannten Perlmuttfächer besitzen, und zur Perlenbildung sind wiederum nur eiliche Arten veranlagt.

Und doch ist man auf der Suche nach dem Geheimniß der Perlmutt zu Ergebnissen gelangt, die für die Zucht der Perlen in Deutschland von Wichtigkeit zu werden verpricht.

Zunächst ist die Entstehung der Perle im Körper der Muschel als eine Art Rothwehr aufzufassen. Die fremden Eindringlinge, die Sandkrüppen, Milben und Parasiten, welche sich festgesetzt haben, üben einen ungewöhnlichen Reiz auf den Organismus des Muschelthieres aus, das sich nun dadurch zu schützen sucht, daß es den Fremdkörper mit derselben Substanz überzieht, aus welchem seine Schale besteht, — mit Perlmutt oder, um chemisch zu sprechen, mit organischen Stoffen, welche kohlensäueren Kalk in jenseitiger Schichtung enthalten. Die Muschel verspült den Fremdkörper, ähnlich wie der menschliche Organismus die in die Muskelfasern eingewanderten Trichinen im Laufe der Zeit mit einer Kallhülle (verspülte Trichinen) umgibt, die schließlich so dick wird, daß schon das unbewaffnete Auge die weißen Punkte in dem dunkelarbigen Fleisch wahrnimmt.

Somit wäre die als Schmuck hochgeschätzte Perle nichts als ein fränkisches Erzeugnis der Perlmutt. Gerath der Fremdkörper in den sogenannten Mantel der Muschel, so bilden sich die schönsten runden, ringsum freien Perlen, wogegen die Neubildung mit der Schale zusammenwächst, wenn ein spiges Sandlorn sich zwischen das Weichtier und die Schale drängt. Dadurch entstehen die geringer bewerteten Kropfperlen, die mittels schnellender Werkzeuge von der Perlmutt abgetrennt werden müssen.

Bei unserer Flußperlmutt gelang es, nachzuweisen, daß es die Eier der Wassermilbe sind, die in der Mantelspalte der Muschel abgelagert werden und durch ihren Reiz Veranlassung zur Perlenbildung geben. Mit der reiten Ausscheidung des umhüllenden Perlhäuschens um das Ei ist die Bildung der Perle begonnen, und durch jährliche erneute Ausscheidung einer neuen Schicht wächst die Perle weiter, bis sie nach sechs bis sieben Jahren Handelsgröße erreicht.

Der Mantel der Muschel besteht aus mehreren Schichten, und zwar aus einer äußeren schwarzen, welche die dünnste ist, dann folgt eine zweite, etwas stärkere, von brauner Farbe und darauf eine dritte, weiße. Wenn nun das winzig kleine Insect, — die Wassermilbe, — gleich stedten bleibt beim Ablegen des Eies, was sehr selten, vielleicht auf eine halbe Million Muscheln einmal vorkommt, so entsteht die wertvolle schwarze Perle. Dringt es in die zweite Schicht, so entsteht die braune und endlich beim Eindringen in die dritte Schicht die weiße Perle, ungefähr neun auf drei bis viertausend Muscheln. Es gibt daher die Muschel aus eigenem Vermögen die Farbe hinz.

Die Bildung der edlen Perle in Süßwasser-Muscheln ist von der Wassermilbe abhängig, die ihrerseits nur in den Gewässern vorkommt, in Flußläufen, die auch den Forellen geeigneten, günstigen Aufenthalt bieten. Von wesentlichem Einfluß ist ferner der Salzgehalt des Wassers, der den Thieren zum Aufbau ihres Gehäuses dient; er darf weder zu niedrig noch zu hoch sein.

Das Königreich Bayern hat mit etwa einhundertvierzig Flüssen und Bächen unter allen deutschen Staaten den größten Perlenbestand. Auch in Sachsen werden Perlen in der weißen Elster gefangen, doch ist die Ausbeute jetzt nur gering. Im Jahre 1878 wurden zwei vorzugsweise schöne Perlen gefunden, die einen Preis von einhundert zweihundertneunzig und zweihundert Mark erzielten.

In einzelnen Bächlein der Lüneburger Heide findet man ebenfalls tragende Perlmuttschalen, wenn auch nur selten. Dagegen ist der Mississippi in seinem Stromgebiete so reich daran, daß die Spanier bei der Eroberung dieser Gegend die kostlichsten Perlen scheinbarweise von den Indianern erbeuteten.

Der berühmte Naturforscher Linnaeus soll ein Verfahren besessen haben, die auch in Schweden und Norwegen vorkommende Flußperlmutt zur Erzeugung vieler und großer Perlen zu zwingen, allein die schwedische Regierung lehnte 1713 den Antrag des Geheimnisses wegen zu großer Ebbe in der Staatskasse ab, und Linnaeus nahm sein Wissen über diesen Gegenstand mit in das Grab. Wenigstens findet sich in seinen Schriften nichts von dem der Regierung angebotenen Verfahren. Die Chinesen sind dagegen in der Perlen-Kultur weiter fortgeschritten als wir sonst so weisen Abendländer. Namentlich werden, wie aus den Reiseberichten der „Novara“ hervorgeht, an zwei Plätzen in der Nähe von Hangchow-Zu Perlen künstlich gesucht.

Das Verfahren ist folgendes: Am Frühjahr werden die Flußperlmuttschalen, welche von den in unseren Flüssen vorkommenden etwas abweichen sollen, zusammengefaßt und nach dem Ort ihrer Bestimmung gebracht. Beutiful löst man die Schalen, ohne das Thier zu verletzen. Mit einer flachen eisernen Sonde wird der Theil des Thieres, der die innere Oberfläche der Schale berührt, niedergedrückt, worauf der Operateur kleine Gegenstände, entweder kleine Augeln oder Halbfugeln, die aus einer eigenhümlichen Masse geformt und mit einer terpentinartigen Substanzen bestrichen sind, vermittelst eines spitzen bambusstäbchens in den Mantel der Muschel hineinschiebt. Auch kleine rundgedrückte Perlen aus Perlmutt dienen zu gesetztem Zwecke und werden von dem Thier in echte Perlen verwandelt. Innerne Göttchenbilder, namentlich solche, die den Buddha darstellen, werden ebenfalls zwischen Schale und Mantel geschoben, und zwar derartig, daß auf jeder Seite etwa fünf bis zehn solcher Fremdkörper zu liegen kommen. Der Kleid, welchen dieselben auf das Thier ausüben, veranlaßt dieses, die Gegenstände mit Perlensubstanz zu überziehen, und wenn die incrustierten Buddha-Bilder auch von den Priestern als Naturwunder ausgegeben und vom Volke als heilbringende Amulette getragen wurden, so sind sie, bei rechtem Lichte betrachtet, eigentlich nichts anderes, als die Folgen einer Thierquälerei, die wohl deshalb nicht grauam erscheint, weil den Muscheln die Stimme veragt ist, weil sie nicht schreien.

Die präparierten Muscheln kommen in eigene Teiche, deren Wasser in bestimmten Zwischenräumen abgelassen wird und von Zeit zu Zeit Absalzstoffe erhält, die der Muschel als Nahrung dienen. Die Chinesen haben die Perlmutt-Kultur auf eine so hohe Stufe gebracht, daß die hineingebenen Modelle bereits nach acht bis zehn Monaten mit einer dicken Schicht von Perlensubstanz überzogen sind, worauf die Ernte beginnt, an der das Muschelthier zu Grunde geht. Versuche in gleicher Richtung, welche man mit deutschen Flußperlmuttschalen anstellt, ergaben keine günstigen Resultate, weil wahrscheinlich die Erfahrungen und Handgriffe der Chinesen fehlen, oder weil die europäische Perlmutt sich zu dieser Prozedur nicht eignet.

Die Perlen sind härter als Kalspath, aber weicher als die Edelsteine und daher auch nicht so dauerhaft als diese. Ihr Glanz verschwindet mit der Zeit, und zwar besonders durch Temperatur-Wechsel und Schweiß, der Milchsäure enthält, die, wenn auch nur sehr allmählich, zu guterletzt den kohlensäuren Kalk der Perle angreift und die obere Schicht und damit den Glanz zerstört. Schon siedender Essig genügt, den Perlen den Kalk auszuziehen, so daß die leimartige Substanz zurückbleibt. Der Zahn der Zeit spielt den Perlen aber so übel mit, wie der Essig und andere Säuren, denn in alten Gräbern gefundene Perlen waren in ein loher zusammenhängendes Pulpa verwandelt, das bei der Berührung in weißen Staub zerfiel. Hier trug die Verwesung der Leim-Substanz Schuld an dem Zerfall. Das Bindemittel war aufgezehrt und der Kalk blieb zurück.

Die Perlen der alten Welt kommen seit unendlicher Zeit von der Seeperpelmutt, die hauptsächlich an der arabischen Seite des Persischen Meeres und im Indischen Meer zwischen Ceylon und der Koromandel-Küste gefangen wird. Die Wände indischer Tempel und die Göttchenbilder wurden mit Perlen geschmückt, und unermüdliche Summen repräsentieren die Perlenschäfte indischer Fürsten und Großen. Auch in der Schatzkammer des Sultans im alten Serail zu Konstantinopel befinden sich an den Turbanen der verstorbenen Sultane und an ihren Waffen, die dort aufbewahrt werden, Perlen, deren Werth sich auf Millionen bezieht. Sie werden den Besuchern gezeigt, die eine Erlaubnis zum Besuch der Schatzkammer erwirkt haben; sonst aber ruhen sie in der Dunkelheit der ängstlich verschlossenen Räume als todes Gut.

Welcher Werth im alten Rom auf Perlen gelegt wurde, geht aus den Mitteilungen des älteren Plinius hervor, der seiner Entrüstung über die Verschwendungen seines Zwang antritt. Schon damals kannte man genau den Unterschied in Form und Farbe. Sehr beliebt waren zu einer Zeit die birnenförmigen; diese an den Fingern und zwei oder drei davon an jedem Ohr zu tragen, galt für die größte Auszeichnung der Frauen. Die Ohrringe wurden Krotaline (Klappern) genannt, weil man schon an dem Schalle und dem Klopfen zusammenschlagen der Perlen Freude hatte.

Doch waren solche Ohrringe auch in Ägypten gebräuchlich. Auf den wunderbaren Portraits Alexandrinischer Kunst, die in Fayum gefunden wurden, sind derartige Gehänge abgebildet, und der frühere Besitzer dieser Bilder, Graf in Wien, bezahlt auch einen so geformten Schmuck aus einem ägyptischen Grabe. Die Trockenheit der ägyptischen Grabhöhle hatte den Glanz der Perlen recht gut erhalten. Wie alt diese Perlen waren, ist nicht zu bestimmen, die Bilder aber stammen nach einigen Gelehrten aus der Zeit von zweihundert Jahren vor, wie andere behaupten, jedoch von zweihundert Jahren nach Chr. Jedenfalls war der Schmuck fleißig.

„Auch die Amerikaner trachten bereits nach solchem Gehänge,“ murrt Plinius, „indem sie es den Victor der Frauen auf der Strafe nammen, da die Perlen ihnen dieselbe Erziehung und das Ansehen verschaffen, wie der voranschreitende Victor dem hohen Staatsbeamten. Da man schmückt sogar die Füße mit Perlen, und nicht nur die Füße der Pantofeln, sondern die ganze Fußbekleidung, denn schon genügt es nicht mehr, daß man Perlen trägt, man muß auch darauf treten.“

Die Gemahlin des Fürsten Gojas, die Leonia Paulina, hat Plinius selbst in ihrem Schmuck gesehen, und zwar nicht einmal bei einer ernsten Veranlassung, sondern bei einem gewöhnlichen Verlobungs-Schmaus mit Smaragden und Perlen bedeckt, die in abwechselnder Vermebung am ganzen Kopfe, in den Haaren, in dem Flechtennest, an Ohren, Hals, Ketten und Fingern strahlten. Der Schmuck hatte einen Werth von vierzig Millionen Sesterzen (etwa 6 800 000 Mark), und sie selbst, die

vrogende Frau, hatte die Quittungen über die Anläufe in der Tasche, um Zweiflern schriftliche Beweise unter die Augen zu halten. Der Schmuck bestand nicht etwa aus Geschenken ihres Gatten, sondern aus Erbstücken von ihrem Großvater, durch Plünderung der Provinzen zusammengebracht.

Auch von den Perlen der Kleopatra weiß Plinius zu erzählen: es waren zwei, die größten, die man je gefunden. Als nun Antonius sich in Ägypten täglich mit ausgesuchten Speisen mästete, spottete Kleopatra über den Aufwand und den Hochohalt des Römers, der darauf fragte, ob sie im Stande sei, ihn zu überbieten? Darauf antwortete die Königin, sie wolle in einer Mahlzeit 10 Millionen Sesterzen (1 700 000 Mark) verzehren. Antonius hielt das für unmöglich und wettete mit Kleopatra, die am nächsten Tage eine sehr reiche, aber für Antonius gewöhnliche Mahlzeit aufzesse, der spöttisch nach der Rechnung fragte. Lächelnd antwortete Kleopatra, dies sei nur ein Bei-Essen, die Mahlzeit werde ihren Preis erreichen, da sie allein für zehn Millionen verspeisen werde, und sie ließ den Nachtlieb hereinbringen. Ihrem Befehle gemäß legten die Diener ein Geschäß vor sie hin, dessen Schärfe die Perlen erweicht und auslöscht. In ihrem Ohrgehänge trug sie jenes ausgezeichnete und in seiner Art einzige Natur-Erzeugnis, und während Antonius wartete, was sie beginnen werde, nahm sie die eine der Perlen, warf sie in die Essigschale und trank diese leer, nachdem die Perle ausgelöscht war. Als sie sich aber anschickte, die zweite ebenso zu verzepfen, legte Lucius Plavius, der Schiedsrichter der Wette, die Hand darauf und erklärte Antonius für besiegt.

Von der zweiten Perle wird gesagt, sie sei nach der Gefangennahme der Königin zerstochen worden, um beide Ohren der Venus im Pantheon zu Rom mit der Hälfte der Mahlzeit jener Menschen zu schmücken.

Kleopatra hatte den Römer besiegt; ihn, den Schwelger, durch ihren Geist. Sie gab ihm zu verstehen, daß sein Praffen ihr nicht imponire, daß ihr Witz im Verschwinden größer sei als der seines.

Und dennoch war sie nicht die erste Perlensiegerin. Schon vor ihr hatte in Rom Claudius, der Sohn des Tragöden Aesop, der Erbe großer Reichthümer, einzig um zu versuchen, wie Perlen schmieden, bei einem Gastmahl jedem seiner Gäste eine wertvolle Perle zum Verzehr gegeben. Berächtlich sagt Plinius, daß dieser Sohn eines Mimes nicht einmal durch eine Wette zu solcher Verschwendung veranlaßt worden war.

In vergangener Zeit wurden die Perlen auch in der Heilkunst verwandt; sie stärkten das Herz. Die Apotheker aber nahmen statt der Perlen, die zu zerstoßen ihnen leid thut ... Musterschalen; sie werden, da sie ebenso wie die Perlen aus tohnsaarem Kalk bestehen, auch wohl die gleiche Wirkung gehabt haben. Jetzt dienen sie ausschließlich zum Schmuck, um, selbst schön, die Schönheit zu erhöhen.

Nachdruck verbessert.

### Prinzessin Kiki.

Japanische Stütze von Sandor Barinkay.

Eigentlich hieß sie Haru, das ist Frühling. Aber niemandem fiel es ein, sie bei diesem Namen zu rufen. Für alle Welt war sie Kiki, Prinzessin Kiki! Das kam von ihrer leidenschaftlichen Vorliebe für das Chrysanthemum, — Kiki, — die National-Blume der Japaner!

Schon als Kind zeigte sie mehr Neigung zu den Blumen als zu den schönsten Hiras\*, die ihr die Eltern und Verwandten schenken. Und wenn die anderen Kleinen an den ersten, schönen Lentagen außer sich vor Freude zum Meeresstrand eilten und jauchzend zur Ebbezeit nach Muscheln suchten, hüpfte sie in den Wiesen umher und stieß Jubelschreie aus, wenn sie die ersten Blümchen fand.

Als Haru größer wurde, konzentrierte sich diese Blumenliebe allmählig speziell auf die Chrysanthemen, die mit ihren schweren, aus zahllosen schmalen Röllchen bestehenden Blütenköpfen in den wunderschönsten Farben in den Gärten wuchsen. Ihr Vater, der sie, wie alle Japaner ihre Kinder, aufs zärtlichste liebte, beachtete diese zarte Neigung wohl. Als wieder einmal das jährliche Puppenfest gefeiert wurde und in allen Läden und Häusern die prächtigsten Hiras ausgestellt waren, führte er seine Tochterchen in den Garten und zeigte ihr unter blühenden Kamelien-Bäumen ein mit Stäben umstredetes Fledchen Erde, das nun einzige und allein ihr Eigentum sein sollte. Unter seiner Anleitung konnte sie hier die geliebten Goldblumen pflanzen und pflegen nach Herzenslust.

Haru tanzte wie ein Bambus-Kreisel vor Vergnügen, und an diesem Festtag der Kinder sah man in seinem Raum des Hauses von Iwasa Satsu den Puppenschatz ausgebreitet, wie es allorts üblich war. Die Hiras schlummerten friedlich in der Truhe, indessen Haru, belebt von dem Vater, die frühlingsfrische Erde bearbeitete und sie sorgsam mit den grünen Blättchen bestreute.

Im Herbst schon trugen sie Blumen. Purpur, weiß und lila, gelb und rosenrot prangten sie über den zierlich gelappten Blättern, und die kleine Eigenhümerin trippelte in Holz-Sandalen, mit dem bunten Kimono bekleidet, dazwischen strahlend umher.

Sie liebte ihre Blumen über alles. Beim Compira-Feste trug sie ein geknotetes Stämmchen in den Tempel und rieb es zärtlich an dem Fuße des heiligen Hundes, obgleich sie selbst an einem verstauchten Knöchel litt und der Bitte um Genesung wohl bedurft hätte.

Im Laufe der Jahre wurde nicht allein Haru größer, auch ihr Gartenabteil nahm stetig an Umfang zu. In allen Farben, Nuancen, Mischungen und Arten blühten in demselben die Chrysanthemen und mit ihnen Haru oder vielmehr Kiki, wie alle sie nannten, — Prinzessin Kiki, weil sie so hübsch und läufig und vornehm war.

Wer durch das Städtchen ging, blieb unfehlbar stehen vor der grauen, mit rothen Pfeilern geschmückten Kabane und sandte bewundernde Blicke in den Garten. Bewunderte er die kunstvoll verarbeiteten Cedern, die Pfirsich- oder Kamelien-Bäumchen, das blaßgrüne Gefieder des Bambus, die Niesen-Balsaminen und Goldneseln, die plätschernden Kaschaden des Bächleins? „Ei nein! Dafür hatte niemand ein Auge! Wohl aber für die Fülle der seltensten Chrysanthemen, denn Prinzessin Kiki war allmählig eine Künstlerin in der Goldblumenzucht geworden. Sie brachte Farben, Formen und Lebhaftigkeit zu stande, wie sie

nirgendwo zu sehen waren. Später aber war es die holde Gärtnerin selbst, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog. Besonders die jungen Männer gingen nicht vorüber, ohne sie zehnfach und beharrlich, heimlich oder auffallend zu begutten.

Am meisten und eifrigsten that dies Sojho Sojo, der Sohn des ersten Kaufmanns im Orte. Immer machte er sich in der Nähe Kiki's zu schaffen oder stand feiernd am Zaun, sah ihr zu, wie sie säete, Stecklinge abnahm, Zweiglein aufband. Da sprachen sie wohl sie und da einige Worte zusammen, und manchmal erhielt er auch eine Blüthe, die er triumphierend in seinem Leibengürtel trug, bis die bunten Blättchen wußten, wie dünn sie werden würden.

Doch das, was er wollte, befam er so wenig wie die andern: die Liebe der Prinzessin Kiki! Sie schien nur Herz und Neigung für ihren Garten zu haben und im übrigen fühlte sie das Eis des heiligen Berges zu sein. Sojho hatte zwar noch nicht den Mut gehabt, ihr zu sagen, wie innig er sie zum Weibe begehrte, aber die zärtlichen Flammen seiner Augen mußte sie doch längst verstanden haben! So warb er denn vorläufig im stillen noch weiter um sie, suchte sich in Kunst zu setzen, indem er ihr kostbare Exemplare ihrer Lieblinge schenkte, ihr Rathschlüsse gab, ihre Erfolge bewunderte, und brachte es schließlich sogar so weit, daß er ihr an den glühheißen Tagen helfen durfte, Wasser zugutragen zum Begegnen ihres Gartchens. Das war aber auch alles. Jedes wärnere Wort überhörte sie oder sah es gleichgültig auf, seine verliebten Blicke trafen nur ein kindliches, harmloses Lächeln auf ihren Lippen.

Dann aber kam eine Zeit, in der Sojho unruhig wurde. Die Bewerber um die niedliche Prinzessin mehrten sich, und einige davon gebärdeten sich recht zudringlich. Auch kam Haru in das Alter, in dem der Japaner seine Töchter gern Hochzeit feiern sieht! Und als Sojho gar einmal den Heiratsvermittler aus dem Hause Iwasa Satsu's treten sah, schlug die helle Angst über ihm zusammen.

Er traf an demselben Tage Kiki am Meeresstrande, wohin sie ihren Vater begleitet hatte, der eine kleine Geschäftsreise unternahm. Mit einigen Freunden bestieg er eines der großen Sampaus\*, das alsbald seine Segel blähte und wie ein Schmetterling auf den blauen Wellen hinslog.

„Sajonara! Sajonara!“ rief Kiki, mit den schmalen Händen winsend und wandte sich zum Gehen. Da erblickte sie Sojho vor sich. Er sah verdrossen aus, sie aber lächelte ihn freundlich an wie immer.

„Du bist versprochen?“ sagte er mürrisch.

„Ich!“ gab sie erstaunt zur Antwort und hielt inne, den rothgoldenen Fächer zu schwingen. „Du redest wohl im Schlaf!“

Sojho that einen herzhaften Atemzug.

„Aber es wird gewiß nicht mehr lange dauern, bis Dich ein Mann nimmt?“ fragte er lauernd.

Kiki lachte lustig.

„Siehst Du, es ist gut, daß Du mich fragst! Du kannst es dann gleich unter den heirathslustigen Burischen verbünden: die Prinzessin Kiki will überhaupt nicht heirathen!“

Der junge Sojho machte ein dummes Gesicht.

„Warum denn nicht?“

„Warum? Ach, warum denn gleich!“ Sie lichtete übermütig. „Weil ich mir diese hier, — sie fuhr mit der Fingerspitze über ihre weißen Nagelsäckchen, — nicht anschwärzen und die Brauen nicht von der Stirne zupfen mag! Ich will bleiben, wie ich bin!“

Entgegnet schaute ihr Sojho in das fröhliche Gesicht.

„Ja, ja! Es ist so! Doch vielleicht findet sich ein Mann, der mich auch so nimmt!“

„O, das thut seiner! Das wäre gegen die Sitte! Die Eiserucht müßte ihn todt machen!“

„Eben, darum will ich Mädchen bleiben!“ erwiderte sie, gleichzeitig die Schultern zudrend, und richtete ihre Augen auf das Meer, das nun in der Abend-Beleuchtung in violettem und purpurnem Schimmer erglänzte; darüber glühte der Himmel in carminrothen Farben, und wie Geisterhassen zogen die Schiffe auf der Fluth.

Seitdem ging Sojho nachdenklich umher. Konnte er Kiki unter dieser Bedingung zur Frau nehmen? Konnte er nicht? War es ratsam? Und warum unterwarf sie sich nicht der allgemeinen Regel? Freilich, sie war ein apelles Ding! Sie war eben die Prinzessin Kiki, die Schönste von allen Mädchen, die Krone ihres Blumen-Haars!

Nach einigen Tagen umstrich er in aller Frühe wieder das Haus Iwasa Satsu's. Nicht lange wähnte es, und die Bordewand des Häuschens wurde zurückgeschoben. Auf der Strohmatte lag das Mädchen und spielte auf dem Samisen eine Ogurajama-Weise\*\*). Sojho lauschte eine Weile, dann trat er vor sie hin. Sie ließ das Instrument sinken und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Aber Sojho blieb stehen und sagte mit zitternder Stimme: „Kiki, der Mann, der Dich nimmt, so wie Du bist und bleiben willst, ist bereits vorhanden!“

Das Mädchen erhob sich und blickte wortlos mit den braunen Sammetäuglein auf ihn. Und da er schwieg, sprach sie nach einer Weile leise: „Wer ist er?“

„Sojho Sojo, Kiki!“

Sie drückte fest die Wimpern zu und war mehrere Minuten lang ruhig. Hierauf griff sie wieder nach dem Samisen und warf leicht die Worte hin: „Sojho Sojo hat nur meine erste Bedingung gehört! Es gibt aber noch eine zweite! Der Mann, der mich will, muß mich nehmen und behalten, wie ich bin! Er muß mir aber auch ein Kiki-Exemplar von rabenschwarzer Farbe überbringen! Diese Farbe fehlt in meiner Sammlung, und ich habe gelobt, nur denjenigen zu heirathen, der sie mir verschafft!“

„Das ist unmöglich!“ rief Sojho mit weitaufgerissenen Augen.

„Freilich! Ich werde Mädchen bleiben, wie ich Dir schon sagte!“

Sojho kam eine Woche lang nicht mehr zum Vorschein. Als Kiki aber eines Abends ihre Blumen begaß, stand er plötzlich vor ihr. „Den Mann, der Dir eine schwarze Goldblume bringt, heirathet Du wirklich? Deine Worte waren kein Scherz?“ fragte er sie ernsthaft.

„Kein Scherz, Sojho Sojo!“ erwiderte sie ebenso ernst. „Prinzessin Kiki wird ihr Wort halten!“

Am nächsten Tage reiste er nach Nagasaki, wo im berühmten Palast-Garten des O-Sawa die schönsten Chrysanthemen wuchsen. Doch niedergeschlagen kehrte er wieder zurück. Unter den hunderten von Blüthen war nicht eine schwarze gewesen!

Bon da ab kam er Kiki fast nie mehr zu Gesicht. Er erfüllte eifrig seine Geschäftspflichten, las viel, und in den freien Stunden legte er sich ein Gärtnchen an; darinnen arbeitete er so oft und so lange es ging. Und zum Erstaunen der Leute that er's der Prinzessin Kiki nach: er pflanzte lauter Goldblumen! So blüht sie aber in Kiki's Garten blühen, so einfarbig und düster standen sie hier. Gleich einer Trauerveranstaltung lugten die dicken, vollen, dunkeln Köpfe aus dem lichten Grün. Freilich, schwarz waren sie noch lange nicht! Nur braun, und das in allen Tönen, vom hellsten bis zum dunkelsten Sammetbraun.

Sojho begoß sie mit allen möglichen Mixturen, theilte und pflanzte immerzu, holte sich Rath bei Bonzen, bei diesen und jenen. Ost sah man ihn in den von mächtigen Kryptomen und Cedern überragten Shinto-Tempel schleichen, wo er mit Gong-Schlägen den großen Gott rief, ihm huldigte und seine Bitte um ein einziges, schwarzes Chrysanthemum mit einer Hand voll Goldmünzen unterstützte, die er in den heiligen Sammelsäcken warf.

Bald jedoch zeigte er eine trostlose Miene. Weder Rühe noch Gebete halfen; die schwarze Blume erblühte nicht. Nachelonge geräumte er sich den Kopf, es fiel ihm nichts mehr ein, was er noch hätte probieren können! Er mußte verzichten auf die Prinzessin Kiki!

Nun kam das große Elend über ihn. Er wurde sterbenstraurig; weder Reisgericht noch Sake-Trank schmeckten ihm mehr; alle Freunde und alle Hoffnungen schienen ihm tot. Kiki nicht bejagen, das war ein Schmerz, den er nicht überwinden konnte. Er liebte sie ja über alle Maßen! Ihr Schmetterlings-Figürchen war das Schönste und Liebste, was es für ihn in ganz Neipoli gab!

Fahl und mager machte ihn der Kummer. So begegnet ihm einmal die Geliebte. Sie blickte ihn prüfend an und schüttelte den Kopf.

„Du bist ein Narr, Sojho Sojo! Ich will keinen Mann! Ich glaube doch, Du seiest so getreid, um das zu erlernen!“

Er starre in ihr schönes Blüthengesicht. „Wenn ich Dir aber die schwarze Blume brächte?“ fragte er mit verzerrten Augen.

„Dann wohl, weil ich's nun einmal gesagt habe!“ antwortete sie leise und verlegen, und es that ihr nun herzlich leid, daß sie's überhaupt gesagt hatte. „Doch Du bist toll, Sojho Sojo! Gib die schwarze Blume auf und sei wieder vergnügt!“

„Und Dich dazu!“ wrackt er voll Traurigkeit und entfernte sich.

Der Ton seiner Stimme berührte schmerzend ihr Herz. Sojho dauerzte sie. Sie hätte ihm nachlaufen mögen und ihn trösten mit sanften Worten. Wie konnte er jo verrückt sein und Unmögliches vollbringen wollen! Vor lauter Liebe! Was war die Liebe? Und tief in Sinnen verhunten ging sie ihre Wege.

Einige Wochen verflossen. Bei dem jungen Sojo trat eine Wandlung ein. Er lief voll Aufregung umher, sah bald ängstig vergnügt, bald mutlos darein wie vorher. Über die vergnügte Miene herrschte vor. Um sein Chrysanthem-Gärtchen zog er Strohmatten, sodass nicht das mindeste mehr zu sehen war. Dazu hatte er ein heimliches Gethe, das auffiel. Seine Freunde fragten ihn um den Grund.

„Ich werde die Prinzessin Kiki heirathen!“ sagte er freilich. „In meinem Garten wächst ein Kiki-Strauch mit einer schwarzen Knospe!“

„Läßt ihn uns sehen!“ drängten sie.

„Iwasa Satsu's Tochter soll die erste sein, die ihn erblicken!“ wehrte er, und staunend und neidisch ließen sie ab.

Eines Morgens stellte sich Sojho Sojo im Hause Iwasa Satsu's ein. Er trug ein thürmhähnliches Gefäß aus Reispapier, in dem sich einige zierliche, fenzierartig ausgeschüttete Löcher befanden.

„Oheijo,\* Prinzessin Kiki!“ grüßte er fröhlich das erschauende Mädchen. Dann verbloßten plötzlich seine Züge, und schüchtern stellte er den Papierthurm vor sie hin.

„Hier ist die schwarze Blume, Kiki!“ begann er zögern. „Nach unendlichen Mühen gelang es mir, sie zu züchten! Aber sie ist außerordentlich zart! Sie verträgt nicht unmittelbar die Lust und Feinerlei Berührung! Die Pflanze ist sehr schwach, und die Blüthe ungemein empfindlich! Doch schwarz ist sie doch! Willst Du sie annehmen, Kiki?“

Kiki machte ein gar verblüfftes Gesicht. Ihre Augen zeigten einen höchst ungläubigen Ausdruck. Behende warf sie sich dann auf den Boden nieder und schaute durch eines der Löcher.

Und sie schaute lange, lange. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Wunder! Brennend hingen indessen die Blüte Sojho's an ihr. Bei jeder Bewegung ihrer Arme zuckte er zusammen, und auf seinen Wangen erschienen die rothen Flecken innerer Erregung.

Endlich stand Kiki auf. Und ebenso lange wie vorhin auf die schwarze Blume, sah sie jetzt in das Gesicht des jungen Mannes. Ernst betrachtete sie ihn, und Sojho fing an, zu zittern.

„Wirst Du nun meine Frau?“ stotterte er verwirrt und von Angst gepeinigt.

Da lächelte sie, lächelte beruhigend, schelmisch, zärtlich, und in warmen Tönen sprach sie: „Gi, wohl! Und zwar recht bald! Die kostbare Blume darf nicht verwelken, ehe ich Dein Weib bin!“

Sojho Sojo war fassungslos vor Seligkeit. Er strahlte und plauschte und lachte wie ein Kind. Und da Iwasa Satsu nicht das mindeste dagegen hatte, daß Kiki Sojo's, des wohlhabenden Kaufmanns Frau wurde, Sojo hingegen die Bestimmung seines Vaters längst befaßt, feierte man gleich den Brautritt.

Die Neugierigen und Freunde Sojho's, die dem Töchterchen des seltsamen Thürmhens schon auf dem Fuß gefolgt waren, wurden zu Gästen geladen, und jeder von ihnen durfte nun einen Blick auf die Wunderblume werfen. Mit offenen Mündern starnten sie durch das Gußloch auf den in einer Porzellan-Vase befindlichen grünen Chrysanthemus-Strauch, an dem eine vollerblühte tiefschwar



Neueste Nachrichten. Nach dem Gemälde von Carl Bechy.  
Photographie-Verlag von Victor Krieger in Wien.

1898.

dazu. Ehe er das Haus verließ, brach er mit sorgfamem Ringern ein paar grüne Blättchen vom Stamm des Wunderstrauchs und gab sie Kiki mit triumphirendem Stolze. Kiki dankte lächelnd und rieb das frische, duftende Laub behaglich an ihrer Nase.

Soscho Sojo und Prinzessin Kiki waren sehr bald Mann und Frau. Und beide fühlten sich überaus glücklich. Nach mehreren Tagen, ehe die junge Frau sich an den schmucken Webstuhl setzte, den sie von Soscho erhalten, trat sie zu ihrem Gatten und verlangte, daß er sie nun mit der Pflege der schwarzen Blume vertraut mache.

Er machte erst ein nachdenkliches Gesicht, holte aber dann den Papierthurm aus dem Garten und sagte bedauernd: „Frühling meines Herzens, sei nicht betrübt! Die seltene Goldblume ist abgefallen, der Strauch verwelkt! Ich vergaß vor Freuden über Deinen Besuch, ihn zu begießen! Nun müssen wir wohl neuwerdings versuchen, sie zu züchten; aber wer weiß, ob es wieder so glühen wird!“

Kiki sah ihn einige Minuten mit glitzernden Augen an, dann lachte sie hell auf, daß ihre Nagezähnchen blitzen und blinkten, und sagte zu dem Verduften: „Ich denke, wir erperen uns die Mühe! Daß es möglich ist, schwarze Chrysanthemen zu ziehen, weiß ich ja nun und bin zufrieden damit!“

Soscho nicht eifrig, und das unbehagliche Empfinden, welches ihm das Lachen Kikis verursacht hatte, verlog schnell. Doppelt und dreifach aber lehrte es wieder, als sein junges Gespons am folgenden Morgen in dem Aufbau ihres glänzenden Hauses ein naturgetreues, rabenschwarzes Chrysanthemum von seiner Seiden-Gaze trug.

„Nicht wahr, sie ist schön?“ sprach sie, mit den Auglein blinzelnd und mit den Lippen zuckend. „Und sie gleicht ein bisschen Deiner Wunderblume! Ich fand sie gestern in einem Gartenwinkel, just da, wo Du die weissen Blätter und allen Unrat hin zu bringen pflegst!“

Starr blickte Soscho sie an. „Aber schwarz ist sie, schwarz ist sie doch!“ stotterte er wütig.

„Gewiß! Und glücklich sind wir auch, und das ist die Hauptsache!“ vollendete sie und streichelte mit den schmalen Puppenfingern seine Wangen.

Nachdruck verboten.

## Das heutige Kunstgewerbe.

Von Elsa Brudmann.

Das Ausland (England, Schottland, Belgien.)

**S**ÜD für die Kunst, die nicht nur Bilder malt und Statuen meißelt, für die Kunst, die ihre verhüllende Kraft in den Dienst der Häuslichkeit stellt und die Räume, in denen unser Leben sich abspielt, zu einem wohnlichen und reizvollen Milieu zu gestalten sucht, für sie hat das letzte Viertel unseres Jahrhunderts einen frohen, lebenwiedenden Lenz gebracht. Neues zu schaffen, gutes Neues, das unseren heutigen Bedürfnissen entspricht und das Auge erfreut, ist seitdem für Künstler und Handwerker die Lösung geworden, und die jugendlich-fröhliche Bewegung zieht immer weitere Kreise.

„Angewandte“, „decorative Kunst“, „Kunst im Hause“, und welche Namen man ihr sonst noch geben mag, — wem stände sie ihrem Wesen und Zweck nach näher, als der Frau? Ist nicht das Haus ihr Königreich? Vermag sie nicht am besten zu beurtheilen, was noch thut, und für manche Verbesserung mit seinem Gefühl den richtigen Weg zu weisen? Hier erwächst der Frau, die heute auf allen Gebieten in eifrigem Wettbewerb mit dem Mann sich zu behaupten sucht, ein ganz natürliches Feld der Betätigung. Und zwar nicht nur der künstlerisch ausübenden Frau, — durch ihrer Hände Werke, — sondern und vielleicht vor allem der auswählenden Frau, — der Hausfrau mit dem klaren, präzisen Blick sowohl, als der Dame der großen, eleganten Welt mit dem geschulten, verfeinerten Geschmack, — durch ihr Interesse, ihre Kritik, ihre Anregung zu günstigen Reformen.

In England z. B., wo durch Ruskin und Morris der erste Anstoß zur Neubelebung der angewandten Künste gegeben ward, sehen wir, welche große Rolle in der Ausgestaltung des Hauses die Frau zu spielen berufen war, und welchen Einfluß sie daher auf die gesamte Entwicklung des funktionsvergleichlichen Stiles zu gewinnen vermochte. Ihr Reich ist das „Familienhaus“, das, sei es auch noch so klein, mit dem dazugehörigen Garten etwas in sich Abgeschlossenes, Vollständiges bildet. Die meist kleinen und nicht sehr hohen Räume verlangen zierlichen, duftigen Schmuck, der nicht beengt, nicht verdunstet, sondern hell und freundlich und farbig wirkt. Da greift die Frau zu dem, was ihr zunächst sich bietet, zu den Blättern und Blüten, die sie im eigenen Garten gepflegt. Anmutig ordnet sie dieselben in Gläsern und Schalen; seinem Zimmer, seiner Wohnung dürfen sie fehlen. — Wieviel Geschmack und künstlerischen Sinn fann die Frau auf diesem Gebiete betätigen!

Die Liebe für Blumen und Zweige und Gräser spinn sich nun fort in den ranzenden und sich verdrängenden Pflanzen-Motiven, die auf Tapeten und Friesen, auf Stoffen und Glasscheiben, Bucheinbänden und Mappen und Löffeln in mannigfaltiger Anordnung und eigenartigen Tönen immer und immer wiederkehren. Auch die blühend-durchwobenen, farbendüstigen „Liberty“-Stoffe, die weiden indischen Seiden und durchsichtigen Musselins sind aus dem gleichen Empfinden hervorgegangen.

Zu diesem zarten, ein wenig schwächtenden und zugleich etwas bizarren „Blumen-Stil“ passen keine kräftigen, massigen Möbel; das dünnbeinige, zierliche Chippendale feiert daher seine Auferstehung. Sheraton-Kästen, javanische Lackstühle und seidenbespannte Wandstühle vervollständigen in entsprechender Weise das „englische Zimmer“.

Es ist zum großen Theil durch, ganz gewiß aber für die englische Frau geschaffen worden; d. h. es ist nicht nur ihrem Geschmack, sondern auch ihrer Art zu leben angepaßt, und in dieser Zwedderfüllung liegt sein Wert, seine Bedeutung. Aus diesem Momente sollen wir auch die Lehre ziehen, nicht Fremdes nachzuhahmen, sondern dem gerecht zu werden, was unser eigenes Gefühl, unsere Individualität, was unser Klima, unsere Lebensweise fordert. — Ein Beispiel: In England ist es nur wenig Sitte, daß die Frau sich, sei es mit häuslichen Arbeiten, sei es mit sogenannten „weiblichen Handarbeiten“

abgibt, jedenfalls that sie es nicht in den gemeinschaftlichen Räumen; die Kinder erscheinen nur für kurze Zeit darin, nie zum Lernen oder irgendwelcher anderer längerer Beschäftigung, und das Rauchen ist ausschließlich im Herrenzimmer gestattet. Das „Wohnzimmer“ in unserem guten deutschen Sinn, die trauliche Stube, in welcher Groß und Klein sich versammeln, in welcher der Vater abends seine Zeitung liest, die Mutter ihren Arbeitsfond am Fenster sitzen hat, die Kinder Aufgaben machen oder den großen Tisch mit Soldaten und Puppen bewölken, die gemütliche Wohnstube, aus der ein Hauch von diesem Darin-Leben einem noch entgegenweht, selbst wenn alle sie verlassen haben, fällt im englischen Hause weg, und an ihre Stelle treten drei einzelne Räume; der Salon, das Nach- und das Kinderzimmer. Erwachsenen nicht aus dieser Thatsache auch ganz verschiedene Bedürfnisse, schon von der ersten Anlage des Hauses angefangen? Werden wir uns nicht einen verhältnismäßig großen Wohnraum wünschen und alles darin, was den gemeinsamen und vielseitigen Bedürfnissen der verschiedenen Familien-Mitglieder entspricht, während in England die Einzelräume klein und gedrängt sein können, — jeder von ihnen nur seinem speziellen Zweck angepaßt?

An diesem einen Beispiel allein, — und es ließen sich genug ähnliche geben, — können wir sehen, wie jede Lebensweise eigentlich ihren Stil schon in sich birgt. — Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß eine Nation von der andern nichts lernen, nichts herübernehmen könne. Im Gegenteil: im regen Austausch ihrer Errungenheiten entwideln sich die Nationen wie die Individualitäten. Nur muß die Anregung verstanden und selbstständig verarbeitet werden; sonst tritt an Stelle freien persönlichen Schaffens die mechanische Schablone, und rein äußerliche Nachahmung erübt die lebendige Fortentwicklung guter Keime. So ist es mit dem englischen Blumenstil in seiner eigenen Heimat gegangen: der frische Quell hat nur eine kleine Strecke befriichtet, jetzt verzerrt er langsam im Sande.

Wie anders arbeiten dagegen die tüchtigen jungen Schotten in Glasgow! Ähnlich wie vor einem Jahrzehnt dort die Maler-Colonie entstanden; aus fröhlichen, ausgeprägten Individualitäten, die zugleich träumerisch und schaffensfreudig ihrem eigenen Wesen und dem Charakter ihres Hochlandes in unendlich feintönigen Stimmungslandschaften Ausdruck gegeben, so sehen wir jetzt eine Reihe junger Künstler auf decorativem Gebiet zu einer kleinen Gemeinde sich zusammenschließen und Gegenstände schaffen, die ähnlichem Empfinden entspringen wie jene Bilder.

Macintosh, Macnair und die beiden Schwestern MacDonald bilden den Kern dieser Gruppe. Im ersten erkennt man den Architekten aus seinen constructiv vorzüglich, originellen Möbeln, die in ihrer etwas herben Schlichtheit eine gejunge, fernige und eigenartige Künstleratur verrathen. Das gleiche gilt von seinen übrigen Entwürfen für Pläne, Bucheinbände, farbige Glassfenster u. s. w., nur daß hier noch ein Zug von tiefpoetischer Symbolik mitspricht, den er mit Macnair und den beiden Macdonalds teilt. Deren Metall-Paneele und andere decorative Arbeiten sind ganz erfüllt davon: die fast tölpellosen, überdrüsigen Figuren mutthen uns an wie längst-verdohlene merkwürdige Feenmärchen oder altindische Mythen und bewahren trotz diesem und der stark decadenten Auffassung eine eigenhümliche Kindlichkeit. Mag man mehr oder weniger Gefallen an dieser Richtung finden, mag man ihr eine weitere Fortentwicklung zuschreiben oder sie für eine einzelne seltsame Blume halten, die sich erschließt und stirbt, ohne weitere Knospen zu treiben, — ihre Vertreter sind selbstständige Naturen, die ihren eigenen Weg gefunden haben und ihm unbirrt gehen.

Diesen großen Vorzug haben sie gemein mit den modernen Blumen, die in Brüssel raschlos und ihrer Aufgabe vollbewußt an der Arbeit sind. Auch ihnen kam die erste Anregung von England herüber; aber sie haben nicht bloß den Buchstab, sie haben das Wesen der neuen Bewegung erfaßt und vermoht, ihm eigenartige und reizvolle Gestaltung zu geben. Sie erkannten, daß „der neue Stil“, nach dem man rief, nicht einzig darin bestand, Tulpen und Lilien, Narren und Orchideen in ungezählter Wiederholung auf Tapeten und Stoffe zu bannen, in Beschlägen erstarren zu lassen u. s. w., — sie verlangten freie Formen, die der Phantasie des Künstlers, seiner Schönheits-Empfindung erwachsen sollten. Das reine Ornament, d. h. die Wirkung durch Linie und Farbe allein, ohne Darstellung irgendwelchen gegenständlichen Motives, ist ihr装饰的 Element.

Aller voran ist Henry van de Velde am Werk. Früher Pointillist, schafft er jetzt mit seiner reichen Erfindungsgabe architektonische Pläne, Möbel und Hausröhrer, Beleuchtungsörper, Tapeten, Bucheinbände und herrlichen Schmud aus Edelmetallen und kostbaren Steinen. Beim Kleinsten aber wie beim Größten leiten ihn zwei Gesichtspunkte: der praktische Zweck und die Schönheit von Linie, Farbe und Material. Führen sie nicht wieder auf die Frau zurück? Arbeitet er nicht gerade ihr in die Hände, indem er den beiden Dingen Rechnung trägt, die mit dem Wesen echter Weiblichkeit zu tiefst verbunden sind: dem Sorgen für andere und der Schönheit. — Im eigenen Hause van de Velde's, draußen vor der Stadt in einem der Vororte Brüssels, da empfindet man sein Künstlerthum vielleicht am intensivsten, weil es sich so natürlich und so harmonisch giebt. Dort wird es durch keine anderen Eindrücke beeinträchtigt. In einer Ausstellung ist dies ja kaum möglich. Aber immerhin gewinnt man einen guten Einblick in sein Schaffen in den Räumen, die er in der Münchener Secession mit seiner Hände Werken gefüllt. Um denselben gerecht zu werden, muß man sie eigentlich sehen; durch bloße Beschreibung vermag man weder den vornehmsten Reiz der goldenen Schleifen, Rämme und Broschen, noch die Schönheit der elektrischen Lichtträger wiederzugeben, noch auch die Wohllichkeit und ideale Zweckmäßigkeit des vollständig eingerichteten Herren-Schreibzimmers sich vorzustellen. Der halbrunde Schreibtisch, der Bücher- und Mappe-schränke, die Stühle, ja das Tintenzeug und die Aschenhalde sind den Bedürfnissen eines feinsinnigen Menschen in seinem Arbeitsraume abgelaucht.

Möchtest du van de Velde ist Lemmen zu nennen, der Künstler des Flach-Ornamentes. Teppiche, Tapeten, Stoffe, Stidereien, Buchschmud und Buchstaben-Typen legen beredtes Zeugnis ab von seinem sicheren Bild für das Decorative und von seiner seltsamen Begabung, es zu gestalten.

In anderer Art als diese beiden, d. h. eben wieder: als eine auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, arbeitet der Architekt Horta, der Erbauer der „Maison du Peuple“ in Brüssel. Seine Haupt-Bedeutung liegt im vollen Erfassen und Beherrschung des constructiven Momentes, in der sehr geschickten Ausnutzung

und Ausgestaltung des Raumes. Ein völliges Sich-Befreien in den Raum, den ein Gebilde, eine Säule, eine Lampe praktisch erfüllen sollen, das ist der Boden, aus welchem seine Schöpfungen hervorgehen.

Leider verbietet der Rahmen dieser Plauderei, mehr ins einzelne zu gehen und mancher anderer junger und vielversprechender Kräfte Erwähnung zu thun.

Nachdruck verboten.

## Ein Martinslied.

Wohlauf! Es ist nun an der Zeit,  
Dass wir ein Kränzchen winden  
Von Frohsinn und Verträglichkeit  
Und an die Haustür binden.

Den Freunden und den Freunden soll  
Die gute Herberg' frommen;  
Und pocht der Winter selbst mit Gott,  
Herrin! er sei willkommen!

Ihr Augen Frau'n, ihr Mädchen seid,  
Umschmeichelt ihn mit Scherzen,  
Ihr Freunde, schenkt vom Besten ein  
Und lacht aus vollem Herzen!

Schon zieht er Pelz und Handschuh' aus  
Und brummt am warmen Herde:  
„Mir ahnt, daß ich in solchem Haus  
Gut bald zum Frühling werde!“

Ernst Muellenbach.

Nachdruck verboten.

## Die Kunst des Athmens.

Von Dr. J. Atros.

**A**ehlerlei Künste gibt es und vielerlei Künstler. Kunst stammt von Können, und schließlich ist alles, was man „kann“, eine „Kunst“. (Manche Jungen freilich auch, wenn man es erst höme, so sei es keine Kunst mehr.) Was als Kunst betrachtet wird, das wechselt mit den Zeiten und den Menschen. Im Alterthume gehörte die Kriegskunst, die Heilkunst und die Redekunst zu den Unterrichts-Gegenständen jedes Junglings aus guter Familie, zu den „seben freien Künsten“; jetzt heißen sie Wissenschaften. Noch vor gar nicht langer Zeit rechnete man zu den eigentlichen „Künsten“ unserer neuzeitlichen ästhetischen Auffassung, das heißt zu denen, die unter dem Signe der neun Künsten stehen, auch die Gartenbaukunst; sie ist jetzt zum Kunsthandwerk herabgesunken. Dagegen sind ganz neue Künste aufgetaucht, wie z. B. die Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein.

Aber ihnen allen, den antiken, mittelalterlichen und modernen Künsten war doch eins gemeinsam: man mußte sie lernen, um sie zu „können“. Was jeder kann, das ist keine Kunst; wie kann man da von einer „Kunst des Athmens“ reden, wie können hochgelehrte, sehr weise und durchaus praktische Leute ganze, große Bücher über diese „Kunst“ schreiben? Athmen kann doch jeder, ohne es gelernt zu haben: der eben auf der Bühne dieser Welt erschienene Debütant des Lebens und der müde Greis. Giebt's denn da etwas zu lernen, daß man von einer Kunst reden kann?

Ja wohl, geneigter Leser, und besonders Du, freundliche Leserin, es gibt sehr viel zu lernen, und darum ist das Athmen auch eine Kunst! Heraus- und hereinschauen, das kann freilich jeder, so lange er lebt; aber richtig athmen, das können nur wenige! Und das können sie lernen und sollten es auch lernen, wenn ihnen daran gelegen ist, recht lange, recht vergnügt und recht gesund so immer „heraus- und hereinschauen“ zu können.

Oder eigentlich besser, sie sollten es wieder lernen, denn sie haben alle einmal die Kunst schon besessen und nur wieder verloren. Jeder Säugling, jedes junge Kind, das noch als froher Bildling im Garten und Feld umherspringt, ist Meister in der Kunst des Athmens, ebenso wie jedes Thier der Freiheit es ist. Aber wie die Menschheit nach unseres Schiller philosophischer Auffassung das naive, unbewußte Glück ihres Kindheits-Zustandes für ewig verloren hat, um im Kampfe um die Kultur dem sentimentalischen, bewußten Glück nachzustreben, so hat der erwachsene Kulturmensch zumeist die naive Kunst des Athmens verloren und hat nun die Aufgabe, sie bewußt sich wieder zu eigen zu machen.

Die Einfüsse, die diese empfindliche Einbuße an natürlichen Können verursachen, sind, gerade wie bei der Schiller'schen Philosophie, die Einfüsse der Kultur, die den Menschen von der Natur entfernt. Und zwar sind es vorwiegend die Einfüsse des Berufes beim Manne und die der Kleidung beim Weibe.

Wir wollen hier nicht in voller Ausführlichkeit die alte Anlage gegen das Mieder wiederholen. Unsere Leserinnen kennen unsere Ansicht über dieses Marter-Instrument, das mit größerem Rechte als das Fahrrad für eine „Erfindung des Teufels“ erklärt werden kann. Wir wollen hier nicht wiederholen, daß es die Leber zerquetscht, die Nieren lockert, die Baucheingeweide verschließt und dadurch alle nervösen Beschwerden der Eingeweide-Sentenz hervorruft, daß es die Verdauung läßt und den ganzen, vielgestaltigen, aber immer höchst unerträlichen Symptomen-Komplex der „Selbstvergiftung“ erzeugt: daß sind alles Dinge, über die die Wissenschaft längst zur Zugsordnung übergegangen ist, und deren Beherrschung sie resignirt der freien Entwicklung der mächtigsten Autokratin, der Frau Mode, anheimgegeben muß. Denn noch leben wir nicht in Plato's oder Comte's Ideal-Staat, wo die Wissenschaft auch die Macht bejagt, durchzuführen was sie als recht erkannt hat.

Hier wollen wir nur auf das Selbstverständliche hinweisen, daß der Schnürleib, indem er die Flanken einpreßt, den Haupt-Athmen-Muskel, das Zwergfell, ganz oder fast ganz

mattiert und dadurch die Aufgabe, die Lunge zu entfalten, schwächeren Muskeln aufzuladen, die ihr Werk unvollkommen erfüllen. So kommt es, daß unsere Frauen die „speziell weibliche“ Athemform der Rippen- und Schlüsselbein-Athmung zeigen, obgleich sie als kleine Mädchen sämtlich die bessere Art der Zwischenfell-Athmung meistern haben.\*

Dasselbe erzeugt bei Männern, wenn auch meist in schwächerem Grade, der Beruf. Ramentlich sind es die Büro- und Schreibtisch-Menschen, die in ihrer gewohnheitsgemäßen Haltung als gebaut Sizende das richtige Athmen verlernt haben. Hier geht es freilich nie so weit, daß der Athem-Typus verloren geht; es ist auf die wenigen Gedanken, die dem schwächeren Gelehrten den Schnürlein abgequält haben, bleibt beim Manne die Athmung regelmäßig, „abdominal“, das heißt wird durch das Zwischenfell begünstigt. Aber wenn auch die Qualität hier erhalten blieb, so hat doch die Quantität regelmäßig, und häufig in gefährlicher Weise sich vermindert: es ist die rechte Athemkraft verloren. Und das ist im Ertolg ganz dasselbe, als wenn der Mann mit schwächeren, der Aufgabe eigentlich fremden Muskeln atmen würde, wie das Weib das tut, dank dem Corset! So oder so: der Brustkorb wird nicht gehörig gedehnt, die Lunge nicht gehörig gelüftet, die Versorgung des Körpers mit Sauerstoff ebenso wenig gehörig ausgeführt, wie die Entgiftung von den Verbrennungsprodukten des Stoffwechsels: Kohlensäure, Wasser und Kohlen-Oxid!

Und darum sind auch die Folgen die gleichen, nur beim Weibe im Ausmaß natürlich noch schlimmer, weil zu den Consequenzen ungenügender Athmung noch die anderen, oben angeführten „Sezunnen“ des Schnürleibes treten. Davon bleibt der Mann ja bereit, bemüht sich aber redlich, den Vorsprung seiner besseren Hälften auf dem Wege zum Ziel der größten Hygiene durch Alkohol- und Tabak-Sünden wieder einzuholen. Doch das nur nebenbei!

Aber auch ohne chronische Selbstvergiftung sind die Folgen eines unperfekten Athmens schwer genug. Man bedenke doch, was die Athmung für die Ökonomie des menschlichen Körpers zu bedeuten hat. Drei, vier Mal am Tage versorgen wir uns mit Nahrung, fünf, sechs Mal mit Flüssigkeit; aber zwanzig Mal in der Minute, zwölftausend Mal in der Stunde, mit dreihundert Mal am Tage mit frischer Luft. Mehrere Tage vermag Thier und Mensch zu dürsten, unglaublich lange zu hungern (Succi hungerte bekanntlich vierzig Tage): aber kein wermutiges Wesen kann auch nur zehn Minuten ohne Luftzufuhr bestehen. Es gibt keine wichtigere Tätigkeit, keine unmittelbar lebenswichtiger, als die Athmung; der Nahrungs-Aufnahme kommt ein viel niedrigerer Rang zu. Und trotzdem ist die Kunst, sich zu ernähren, so sehr viel höher ausgebildet, als die Kunst, sich mit Luft zu versorgen, — ein gerade nicht zu Stolz berechtigendes Zeichen für den Stand unserer Kultur! Ja, wenn gut Athmen eben solche angenehmen Sensationen mit sich brächte wie gut Essen, wenn es einen Lustgau um gebe, dann... ja dann brauchten wir keinen Aufsatz über die Kunst des Athmens zu schreiben, denn dann würde niemand die Kunst verlernt haben. Wenigstens kein Mann! Ob die Mode nicht trotzdem die Frauen mit der Schnürbrust martern würde, — ehi lo sa? Sie hat schon schwerere Dinge erwungen, als den Verzicht auf Gaumenfreuden.

Also die Luft ist unsere vornehmste Nahrung! Und da werden wir erwarten dürfen, daß dieselben Gesetze, die für die Nahrung gelten, auch auf sie Anwendung finden. Erinnern wir uns der bekannten Thatjade, daß zwischen der vollen Ernährung und dem Hungertode eine Anzahl Zwischenstufen bestehen. Man kann auch chronisch verhungern! Nur nennt man das im allgemeinen anders, nämlich: Verkümmern! So weiß jeder, daß das Rindvieh unserer westeuropäischen Bauern zur Zeit der Leibeigenschaft, wo sie selbst nicht fett zu sein hatten, zu einer Zweigrasse verkümmert war, die man noch heute in Schlesien reisetlos und zoologie-mäßig, aber trezend mit „Ziden“ bezeichnet, eine Rasse, deren Wuchs, Kraft, Gewicht und Milchertrag lächerlich hinter dem wohlernährten Schlag zurückblieb. Ganz ebenso ist es mit menschlichen Rassen. In Russland fragt man heute, daß die Russen an Kraft der vergangenen Generationen ausgetrieben sind. Die Erklärung ergibt sich sehr einfach aus der Thatjade, daß der Russe heute nicht voll ernährt werden kann, weil er einen ungeheuren Theil seiner Kräfte nach Deutschland, Frankreich und England senden muß, um nichts dafür zu erhalten, als die Quittung für die Zinsen seiner Staatschulden. Und ebenso zweifelt heute kaum noch ein Ethnologe, daß die Schwäche, Kleinheit und Hässlichkeit vieler „Naturvölker“ keinen anderen Grund hat als ihren chronischen, nur selten durch Fress-Drogen unterbrochenen Hungertum.

Wenn das schon von der Nahrung gilt, um wieviel mehr muß es von der wichtigsten Stoffzufluhr, der Athmung, gelten! Und in der That kann man auch zwischen voller Luftzufluhr und dem Erstickungstode viele Zwischenstufen feststellen: man kann auch chronisch ersticken, nur nennt man das anders, nämlich: Verkümmertung!

Wenn aber die Verkümmertung, die aus Nahrungsmangel hervor geht, eine Folge der wirtschaftlichen Notth ist, und darum erst verschwinden kann, wenn die „soziale Frage“ beantwortet sein wird: so ist die Verkümmertung, die auf Luftmangel beruht, nur eine Folge menschlicher Thorheit und Unachtsamkeit. Denn glücklicherweise ist das Lustmeer, das uns umgibt, unerschöpflich. So viel Sauerstoff auch Thier und Mensch im Athmungs-Prozeß verbrauchen, er wird doch stets erzeugt; denn die Pflanzenwelt athmet ihrerseits ein, was wir ausatmen, nämlich Kohlensäure, und athmet aus, was wir zur Einatmung brauchen, nämlich Sauerstoff. Und so verhindert sich der Schach, von dem wir leben, nicht um ein Atom. Wir dürfen so viel davon brauchen, als wir nur vermögen, fein beatus possidens hindert uns daran. Und wenn wir es nicht thun, so ist nur unsere Trägheit der Erzengel, der vor der Pforte des Paradieses „Besundheit“ gegen uns Wahe hält.

\* Es sei übrigens, um bequeme Einwände unmöglich zu machen, hier zugegeben, daß die Rippen-Athmung dem weiblichen Geschlechte naturnäher ist, als dem männlichen. Denn die natürlichen Aufgaben des Weibes bedingen es, daß zu Zeiten die Zwischenfell-Athmung sehr erschwert ist, sodoch andere Muskeln ausfüllzweise eintreten müssen. Das alles zugegeben, ist es doch nicht minder wahr, daß auch beim Weibe unter regelmäßigen Verhältnissen das Zwischenfell den Haupttheil aller Athem-Arbeit zu verrichten hat, nur stärker, als beim Manne, durch die Rippen- und Schlüsselbein-Muskulatur unterstützt.

Die Folgen ungenügender Athmung sind Störungen der Gesundheit in zweifacher Richtung. Es leidet der gesammte Stoffwechsel, und es leidet das Organ der Athmung selbst, die Lunge. Soll ihr unzählig feines Gewebe, die blumenthaltsartige Substanz, die ihre Millionen Lufräumchen trennt, gesund bleiben, so muß die Lunge als Ganzes voll zur Entwicklung kommen. Denn nur durch die voll entfaltete Lunge fröhlt das Blut in einer Fülle und Kraft, die ausreichen, um das Gewebe zu ernähren und lebens-, das heißt abwehrkräftig zu erhalten. Aber voll entfaltet wird die Lunge nur durch richtige, tiefe Athmung!

Fehlt diese, bleiben Theile der Lunge unentfaltet, so leidet die Lebenskraft des Gewebes. Die Träger der lebendigen Kraft, die Zellen, erhalten nicht Blut genug, um sich in voller Müdigkeit zu erhalten, und das Gewebe als Ganzes nicht Strom genug, um absterbende Zellen auszuschwemmen und dem großen Heizofen zuzuführen. So finden sich in der zarten Substanz viele hungrischwache und alterschwache Zellen, — und die sind häufig nicht kräftig genug, um die Gefahren abzuwehren, die gerade hier dem Gesamt-Organismus drohen. Wir wissen, daß trotz aller Feuer-Apparate in Knie, Schlund und Lufttröhre die uns überall umgebenden „Wohn-Parasiten“, voran der gefährlichste, der Tuberkel-Bacillus, häufig in die Lungenwege eindringen. Ein gehörig ventilirtes Organ macht mit den Raubmörfern kurzen Prozeß, es wird sie mit der nächsten Ausathmung vor die Thür, oder läßt sie, wenn sie schon Fuß gesetzt haben, ohne Umschweife durch die lebenstrebenen Zellen selbst abtun, ohne daß der Gesamt-Organismus mobil zu machen braucht. Sie bleiben durchaus ungesährlich. Wenn aber die Lunge nicht richtig athmet, wenn die Blutversorgung der Scheidewandchen zwischen den Lufräumen in Folge dessen ungenügend ist, dann kann es sich ereignen, daß der Eindringling der nächsten Zellen Herr wird und einen Schlupfwinkel gewinnt, von dem aus es ihm allmählich gelingt, den ganzen Körper zu vernichten.

In weniger bösen Fällen bringt die ungenügende Athmung wenigstens eine große Unbequemlichkeit, den übeln Athem. Ein solcher kommt niemals „aus dem Magen“, wie der Volksmund sagt; denn Magen und Mund stehen für gewöhnlich nicht in offener Luftverbindung. Wenn ein solcher übler Geruch keine Ursache nicht in cariösen Zahnen oder in Krankheiten der Knie und des Nasen-Nasenraumes hat, so ist sie in mangelhafter Lüftung der Lungen zu suchen. Auch ohne daß es sich um brandige oder andere Verätzungen des Gewebes handelt, kann es zu üblem Geruch der Athemluft kommen, weil durch die Lungen nicht nur Kohlensäure und Wasser ausgechieden werden, sondern auch Spuren anderer im Stoffwechsel entstehender Gase, z. B. des sehr übel duftenden Schwefelwasserstoff-Gases, und ferner, weil in schlecht ventilirten Lungen das Bronchial-Serum sich staut und zerlegt. Bei richtiger Athemführung können sich solche Beimengungen niemals so anhäufen, daß sie sich ungeniehbar bemerkbar machen können, und dann bleibt der Athem so appetitlich-für, wie der gefundne Kinder, den man mit Entzünden einathmet; wenn aber eine mangelhafte Lüftung statt hat, dann können sich die häßlichen Gase allmählich aufhäufen, bis sie der Umgebung läufig werden.

Aber so wichtig die Lungenlüftung für das Organ der Athmung selbst ist, um es leistungsfähig und gesund zu erhalten, so dürfen wir doch nicht vergeßen, daß das Organ und seine Tätigkeit vom Standpunkt des Ganzen nur Mittel zum Zweck sind. Dieser Zweck ist die Versorgung des Körper-Ganzen mit Sauerstoff und die Ausscheidung der im Stoffwechsel gebildeten Kohlensäure und eines Theiles des hier entstandenen Wassers. Stößt die Ausscheidung ganz, so tritt belanglos die acute tödliche Kohlensäure-Bergiftung ein, wie z. B. beim Ersticken oder Ertrinken; wird sie nur ungenügend ausgeführt, so kommt es zu einer chronischen Kohlensäure-Bergiftung, deren schwerste Formen die Tragödie z. B. eines Herzschlagers ausmachen. Aber auch hier wieder gibt es zahllose Zwischenstufen bis zur vollen Gesundheit. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß manche „Verkommenheit des Körpers“, namentlich bei geistiger Arbeit, daß mancher Kopfschmerz, manche Schlaflosigkeit und andere nervöse Beschwerden ihre Ursache in einer mangelhaften Ausscheidung des Stoffwechsel-Gases, d. h. in einer leichten, chronischen Kohlensäure-Bergiftung infolge mangelhafter Athmung haben.

(Schluß folgt.)

Rachitus verboten.

## Mittel-Europa in Schnee und Eis.

Von Dr. Herm. J. Klein.

**S**ie liegt fast wie ein Märchen, und doch ist buchstäblich wahr, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher der größte Theil unseres schönen Deutschlands, ja ganz Mittel-Europa unter Eismassen begraben lag, wie solche heute nur noch in Grönland angetroffen werden. Nach den Berichten Nanzen's und anderer Forscher ist die große Insel Grönland mit einem Eispanzer von mehreren hundert Metern Tiefe bedeckt und das ganze Binnenland eine einzige ungeheure Eiswüste, über welche die Schneestürme hinwegrasen. Eine solche Eiswüste war vor vielen Jahrtausenden auch Mittel-Europa, Scandinavien, Großbritannien, das nördliche Rußland und das Polar-Meer, ja es ist überaus wahrscheinlich, daß der Eispanzer, welcher heute Grönland überdeckt, eine Art letzten Restes der Vereisung ist, welche vordem die nördliche Erdhälfe in den Banden der Kälte und des Todes gesangen hielt. Es ist den Forschern nicht leicht gewesen, zu der Überzeugung der ehemaligen Existenz einer Eiszeit in Europa zu gelangen, obgleich, wie wir heute wissen, eine Menge von Thatsachen dieselbe unzweifelhaft befunden. Aber diese Thatsachen mußten erst richtig gedeutet, das Blatt im Buche der Natur, auf dem sie geschrieben sind, mußte erst gelesen und verstanden werden, ehe diese Lehre entstehen konnte. Der Erste, welcher die Thatsachen richtig deutete, war ein genialer Forscher, der aber einsam und verlassen für sich lebte. Sein Name ist Karl Schimper, und er wurde geboren zu Mannheim im Jahre 1803 als das Kind armer Leute. In Folge der wilden Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen, blieb Schimper ziellos ein Sonderling, aber in diesem Mann lebte der Geist eines genialen Forschers, und vieles, was er auf naturwissenschaftlichem Felde beobachtet und gedeutet hat, ist heute von der Wissenschaft als richtig anerkannt. So verfolgte er in seiner Einsamkeit am Rheine zur Winterzeit den Eis-

gang des gewaltigen Stromes, die Bildung der Schollen, ihre Bewegungen und den Transport von Schutt und Steinen, den sie gelegentlich ausführen, und kam dadurch auf die Bewegung des Eises und die Wirkungen, die dasselbe auf die Gestaltung der Erdoberfläche ausübt. Er fand, daß das Eis, besonders wo es in der Gestalt von Gletschern austritt, Stufe der Steinmassen, über und zwischen denen es sich bewegt, vor sich herschiebt, über und zwischen denen es sich bewegt, vor sich schmilzt und verschwindet. So ward ihm klar, daß die zahlreich in Norddeutschland herumliegenden großen Felsmassen, die man erratiche Blöcke nennt, von Eismassen dorthin geschoben worden seien, und daß folglich Norddeutschland in einer früher unbekannten Zeit von Gletschern bedeckt gewesen sein müsse. Diese Auffassungen waren so sehr allem entgegen, was im ersten Drittel unseres Jahrhunderts als wissenschaftlich feststehend galt, daß die Naturforscher sie im allgemeinen nicht beachteten. Heute sind sie längst als richtig erkannt worden, und wir werden gleich sehen, wie dies zugegangen. Vorher aber möchte ich noch mit einigen Worten der Lebensgeschichte Schimpers gedenken. Er blieb, wie Dr. Volger auf der Heidelberger Naturforscher-Versammlung 1889 mitteilte, einsam und abseits von der großen Straße. Mehrmals stand er in Gefahr zu verhungern, aber er trug sein Schicksal als Philolog und hatte noch den Mut, seinen Hungerzustand zu wissenschaftlichen Beobachtungen zu benützen. Eine kleine Weihnachts-Dedication von Bersteinerungen an die Großherzogin von Baden zog die Blicke dieser hohen Frau auf den ärmlichen Forscher. Schimper erhielt eine kleine Wohnung im Schloß zu Schwetzingen und auch sonstige Unterstützung, so daß er wenigstens von Nahrungssorgen befreit seinen Lebensabend verbringen konnte. Treu und aufopfernd zur Seite stand ihm eine ältere Freundin, die Tochter eines badischen Forstbeamten, und eine alte Magd, die ihren Herrn wie ein höheres Wesen verehrte und bis zu seinem Tode im Jahre 1867 mit rührender Sorgfalt verpflegte. Ehre dem Andenken dieser Braven!

Schimper's Forschungen über die Wirkungen des Eises wurden von dem Schweizer L. Agassiz aufgegriffen und weiter geführt. Dieser hatte den großen Vortheil, daß er die Wirkungen der Gletscher an Ort und Stelle ununterbrochen studiren konnte. Unermüdlich durchwanderte er die Alpen und das Jura-Gebirge und erkannte, daß die dort zahlreich vorhandenen erraticen Blöcke in der That von den Gletschern an ihre heutigen Lagerungsorte transportirt worden seien. So noch mehr: er wußt nach, daß in einer vorgeschichtlichen Zeit die Gletscher der Schweiz bedeutend größer gewesen sein müssen als heute; denn es sind Blöcke, deren Gestein ihre Herkunft kennzeichnet, weit über das Hochland zerstreut, ja im Jura-Gebirge die Höhen hinaus transportirt worden, und zwar von Gebirgs Höhen her, die im Herzen der Alpen liegen. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß mächtige Gletscher sich bis ins entfernte Hochland ausdehnten, ja an den Bergen des Jura-Gebirge sich empor thürmten, wobei sie die Gesteinsblöcke vor sich herhoben. Als dann später die Gletscher verschwanden oder sich auf ihren heutigen, sehr geringen Umfang zurückzogen, blieben jene Blöcke liegen, als summe Zeugen deßen, was in der Vorzeit sich ereignete. Diese Gesteinsblöcke sind theilweise von ungeheurer Größe; so z. B. ein Steinblock bei Berg im Thal der Rhone, welcher ein Gewicht von mehr als  $\frac{1}{4}$  Million Centner besitzt und, wie sich aus seiner Beschaffenheit ergibt, in der Vorzeit aus einer Entfernung von fünfundvierzig Kilometern durch Gletscherruis verschoben worden ist. Bei Trogen im Kanton Appenzell liegt ein gewaltiger Felsblöck aus einem Granit bestehend, der sich nur in Graubünden in einer Wildwässerklucht findet und also von dort stammt. Die Gletscher der Vorzeit haben ihn zwanzig Meilen weit, über das heutige Rheinthal hinüber, verfrachtet. Im Reutzhale findet man zahllose Blöcke, die aber vom St. Gotthard stammen, und endlich sind die Hügel rings um den Bodensee vielfach mit Steinblöcken besetzt, die aus den Alpen gefommen sind. Diese und andere Thatsachen, welche hier nicht erwähnt zu werden brauchen, haben die Geologen, zuerst Agassiz, darüber aufgeklärt, daß in einer uralten Zeit die ganze Schweiz von mächtigen Gletschern bedeckt war, die sich längs dem Jura aufthürrten und gegen Norden und Nordosten über das Rheinthal hinaus sich erstreckten. Auch der Schwarzwald war voller Gletscher, und ebenso lag ein Theil der bairischen Hochebene unter Eis begraben. Jetzt gingen den Forschern auch die Augen auf über den Ursprung der sogenannten Findlingsblöcke, die sich in ganz Norddeutschland und in den baltischen Provinzen Russlands rings um die Ostsee ausgebrettet finden und deren Herkunft so lange ein Rätsel war. Man wußte, daß das Gestein, aus welchem sie bestehen, nur in den Gebirgen der standinavischen Halbinsel gefunden wird; nun ward klar, welche Kraft diese Felsen dort fortgerissen und bis nach Deutschland transportirt hat. Es waren ungeheure Gletscher, welche diesen Transport vollführten, und zwar zu einer Zeit, als ganz Scandinavien so vollständig vereist war wie heute Grönland. Die ungeheuren nordischen Gletscher überdeckten damals auch das Gebiet der heutigen Ostsee sowie einen großen Theil des Nordsee, und auf dieser Eisschicht und mit ihr wurden die abgerissenen Gesteinsblöcke der standinavischen Berge über das Meer bis nach Norddeutschland und Russland geschoben. Die Eismassen waren so ungeheuer, daß sie sich am Riesengebirge bis zu einer Höhe von fünfhundert Metern aufzutragen. Scandinavien und Mittel-Europa, besonders auch Deutschland, waren damals, was heute Grönland ist, d. h. ein Gebiet, welches völlig unter Eismassen begraben lag. An dieser Thatjade ist durchaus nicht zu zweifeln, es ist keine Hypothese, die vielleicht von künftigen Forschungen wieder umgestoßen werden könnte, sondern eine wissenschaftliche Wahrheit, so sicher erwiesen, als wenn gebildete Menschen Augenzeugen der selben gewesen wären. Selbstverständlich war damals das Regen unseres heutigen Flusses nicht vorhanden, es gab keine Weichsel und keine Oder, keine Elbe oder Weser, auch Rhein und Donau existierten nicht. Die Oberfläche Deutschlands war aber völlig von Eis bedeckt, und ihre heutige Gestalt hat sie erst gewonnen durch den Rückzug dieser Eismassen, der allmählig vor sich ging. Bei dieser Gelegenheit bildeten sich große Sammelräume, in welche die Schmelzwasser der Gletscher abströmten, natürlich von Norden nach Süden, und die so gebildeten großen Thäler wurden, als die Eismassen endlich über die Ostsee zurückgewichen waren, die Wege, auf welchen die Regenwasser ihren Zusammenfluß und Absatz fanden, d. h. sie zeichneten die Laufbahnen unserer gegenwärtigen norddeutschen Ströme vor. Aber die heutigen Ströme sind keineswegs gleich in ihrer heutigen Gestalt und Laufrichtung entstanden, vielmehr haben sich seit dem Rückzug des Eises auch in dieser Beziehung gewaltige Veränderungen

geltend gemacht. Es ist ersichtlich, daß die Urströme Norddeutschlands zuerst annähernd im oberen Elbthal, dem oberen Oberthale und später in einem in der Richtung von Warschau über Berlin verlaufenden Thale flossen, und daß sie sich nördlich von Magdeburg zu einem einzigen Strom vereinigten, zu einer Ur-Elbe, die in die Nordsee strömte. Durch die neuesten Untersuchungen ist festgestellt worden, daß das Zurückweichen der ungeheuren nordischen Eismassen mit Pausen erfolgte. Innerhalb dieser Pausen bildeten die abstromenden Schmelzwasser jene Thäler, deren oben gedacht wurde. Als endlich das Eis über den pommerischen Höhenrücken oder die sogenannte baltische Höhenplatte gegen die heutige Ostsee zurückgewichen war, entstand, wie der Geologe Keilhaf nachgewiesen, nochmals ein großes Längenthal, das von Westpreußen bis nach Mecklenburg reichte, und in diesem Thale bildeten sich durch Stauung unsere großen Seen; der größte entstand dort, wo heute das Stettiner Haff ist. Das Nordufer dieser Seen wurde durch dem Eisrand gebildet, und das in dem Thale zusammenströmende Wasser floß in die untere Elbe ab. Damals aber lag das heutige West- und Ostpreußen noch unter einem gewaltigen Eisgletscher begraben, sodass die Weichsel ihren Lauf nach der heutigen Oder hin nehmen mußte. Nach und nach haben aber die östlichen Gewässer andere Bahnen eingeschlagen und vielleicht zuerst bei hohen Wasserständen Durchbrüche gegen Norden, nach der inzwischen entstandenen Ostsee, gefunden, bis sich allmählich die heutigen Zustände herausstellten. Die Entstehung der Ostsee ist auch keineswegs plötzlich erfolgt, sondern allmählich. Anfangs war sie ein kleines Binnensee, in welchem sich Eisberge bewegten und nordische Thiere tummelten und welches durch einen breiten Meeresarm, der das südliche Schweden durchzog, mit der Nordsee in Verbindung stand. Diese Verbindung wurde im Laufe der Jahrtausende unterbrochen und damit die Ostsee von der Nordsee abgetrennt. Da aber die Flüsse dem nun entstandenen Binnensee mehr Wasser zuführten, als daraus verdunstete, so nahm es an Umfang zu und überwemmte weite Gebiete rings um seine Küste, bis es einen Absturz in die Nordsee fand an der Stelle, wo heute die Wajerstrassen Welt und Sund sich befinden. Während dieser Zeit war das Klima im mittleren und nördlichen Europa allmählich wärmer geworden, die ungeheure Eisbedeckung war bis auf sehr geringe Reste in den höchsten Regionen der Alpen und auf dem skandinavischen Gebirge verschwunden. Das damalige Klima muss aber zunächst noch immer sehr rauh gewesen sein, denn die tierischen Überreste aus dieser Zeit zeigen, daß die Thierwelt, welche damals Mittel-Europa bewohnte, die nämliche war, welche wir heute in den nordischen Sumpf- und Moorgegenden antreffen. Nach und nach änderte sich dies; Mittel-Europa wurde zu einer Steppe, in welcher das Wildpferd, das büschelhaarige Rhinoceros und andere Thiere umherstreiften. Wiederum verfrüht eine lange Zeit, während der die Steppe allmählich zum Walde wurde, und mit dichten Urwäldern bedeckt, tritt endlich Deutschland in das Licht der Geschichte zur Zeit der Römer. Man erkennt hieraus, daß eine überaus lange Jahresreihe verlossen sein muß, seit den Tagen, da Mittel-Europa unter Gletscher-Eis begraben lag, bis zu der Zeit, als die Urväter der Deutschen in ihren Wäldern hausen. Wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende dazwischen liegen, wissen wir nicht; aber wenn man bedenkt, daß sich während dessen die Ostsee bildete, daß die großen Ströme Mittel-Europas ihren Lauf begannen und wiederholt beträchtlich änderten, so kann man nicht daran zweifeln, daß viele, viele Jahrtausende vergangen sein müssen, während denen sich diese Umwälzungen vollzogen. Auch über die Ursache der Eiszeit in Europa weiß man nichts Bestimmtes; verschiedene Muthmaßungen sind in dieser Beziehung ausgesprochen und mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, aber Übereinstimmung ist bis jetzt noch nicht in dieser Frage erzielt worden. Man braucht keineswegs anzunehmen, daß die Eiszeit in Folge einer sehr bedeutenden Abnahme der Sonnenwärme hervorgerufen wurde, sondern es können ganz gut irische Ursachen allein gewesen sein, welche sie veranlaßten. Wenn in den sogenannten kalten Tagen des Mai, in den Tagen der Kalender-Heiligen Mamertus, Pancratius und Servatius in Mittel-Europa Schneegestöber eintritt, Eiszapfen an den Brunnen sich bilden und der Frost die Blüten vernichtet, so ist dieses rauhe, völlig winterliche Wetter durchaus nicht eine Folge verminderter Wärmeinstrahlung der Sonne, sondern nur dem Umstande zuzuschreiben, daß alsdann heftige nördliche Winde von Skandinavien und der nördlichen Polar-Gegend her anhaltend über Mittel-Europa wehen. Würden solche Witterungszustände viele Jahre hindurch Monate lang andauern, so müßte sich das Klima Mittel-Europas erheblich verschlechtern, ja es ist denkbar, daß unter solchen Umständen während der wärmeren Jahreszeit nicht alle Eismassen fortgeschmelzen würden, die sich in den kalten Monaten gebildet haben. Dauerten nun diese Zustände Jahrzehnte und Jahrhunderte fort, so müßte das Eis mehr und mehr die Überhand gewinnen, und die Eiszeit wäre da. Ob auf diese Weise die Eis-Periode Europa's wirklich zu erklären ist, mag dahingestellt bleiben, aber die Möglichkeit, daß sie in solcher Art entstanden, kann man nicht bezweifeln. Da wir nichts Gewisses über die Ursache der Eiszeit wissen, so kann man auch nichts darüber sagen, ob sich in der Zukunft abermals eine Eiszeit einstellen wird. Die genannten Forschungen haben ergeben, daß sich vor der im Vorhergehenden besprochenen Kältezeit tatsächlich eine frühere Eiszeit in Europa gezeigt hat und daß beide durch eine wärmere Zwischenzeit von beträchtlicher Dauer getrennt waren. Das ist ein höchst merkwürdiges Ergebnis und wird von denjenigen mit Nachdruck betont, welche behaupten, daß auch zukünftig wieder Eiszeiten über Europa hereinbrechen könnten. Die Möglichkeit ist nicht zu leugnen, aber jedenfalls können solche Zeiten nicht wie der Dieb in der Nacht hereinbrechen, sie stellen sich allmählich ein, d. h. im Laufe von Zeiträumen, die für menschliche Verhältnisse als sehr lange bezeichnet werden müssen. Soweit die Wissenschaft bis jetzt sehen kann, brauchen wir uns wegen einer zukünftigen Eiszeit keine Sorgen zu machen, so wenig wie darüber, ob die Sonnenwärme abnehmen werde. Denn im Vergleich mit solchen

europäischen Ereignissen und ihren Jahreszyklen sind alle menschlichen Einrichtungen wie sie sich in der Bildung von Kulturstreichen und staatlichen Entwicklungen zeigen, nur von vorübergehender Dauer, ebenso kurz als ohnmächtig. Nur den Gedanken muß die Wissenschaft als irrig abweisen, daß die irdischen Zustände, unter denen das Menschengeschlecht in Europa zu sehr hoher Kultur emporgestiegen ist, unveränderlich dauernde seien; vielmehr werden auch sie vergehen und neue Gestaltungen an ihre Stelle treten.

### Unsere Kinder.



Vieber Onkel!

Hier schicke ich Dir das Bild von meinen zwei Kindern. Du glaubst gewiß, sie heißen Max und Moritz, sie heißen aber Freigi und Karl und sind viel, viel braver. Der Storch hat sie alle beide auf einmal gebracht, darum sind sie Zwillinge und haben sich auch sehr lieb.

Es grüßt Dich herzlich Deine  
Kriegslach. Martha Rosegger.

Nachdruck verboten.

### Die Verbreitung der Malaria durch Mücken.

**S**u den Marksteinen, die den Kultur-Fortschritt im zu Ende gehenden Jahrhundert kennzeichnen, gehört die Entdeckung und Bekämpfung jener kleinen Lebewesen, die die Ursache der das Menschen- und Thierelement heimsuchenden Epidemien sind. Nachdem Robert Koch den Cholera-Erzeuger entdeckt hatte, wurden in schneller Folge auch die anderen epidemischen Krankheiten erkannt. Dem kommenden Jahrhundert bleibt es vorbehalten, Mittel zu finden, die erfahrene Feinde nun auch ohne Schaden für den Menschen zu vertilgen. Zur Vernichtung eines dieser Parasiten, des Malaria-Erzeugers, dem jährlich viele Tausende, allein in Italien fünfzehntausend Menschen, zum Opfer fallen, haben wir schon jetzt einen gewaltigen Schritt vorausgethan.

Die Erfahrung, daß die Abwehr der Moskitos auch das Fernbleiben der Malaria zur Folge hatte, führte in Italien schon in früheren Zeiten zu der Annahme, daß zwischen diesen Insekten und der Krankheit irgend ein Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang ist jetzt thatsächlich durch Robert Koch und eine Anzahl italienischer Gelehrten erkannt und nachgewiesen worden. Die überaus interessanten Ergebnisse ihrer Forschungen wollen wir unseren Leserinnen hier kurz zusammenstellen.

Gegenden, die am meisten von den Moskitos heimgesucht werden, sind immer malaria-verseucht. Die Moskitos entwölfern sich am günstigsten auf feuchtem Boden in feuchtwarmer Luft. Die Malaria grast nur in feuchten Gegenden, an Flußmündungen, in der Nähe von Sumpfen und flachen Küsten, und zwar am stärksten in nassen Sommern. Anhaltende Regengüsse mit großen Überflutungen vernichten die Moskitos, nach solchen Natur-Ereignissen pflegt auch die Malaria zu erlöschen. Die Moskitos halten sich nur an tiefe gelegene Orte auf, Bergbewohner und Bewohner hoher Städte werden selten von der Malaria ergriffen. In Städten, wo weit hin der Boden mit Häusern und Straßen bedeckt ist, können die Moskitos sich nicht entwölfern. Solche Städte bleiben frei von Malaria, wenn auch die Gegend ringsum verseucht ist. Der innere Theil von Rom ist malaria-frei; je mehr die äußeren Theile Gärten und Anlagen enthalten, um so stärker tritt die Krankheit auf, die weitere Umgebung ist ein ausgeprägtes Malaria-Gebiet.

Robert Koch äußert sich darüber folgendermaßen: „Es wird sich wohl kaum irgendwo anders ein so unmittelbarer Gegensatz zwischen malaria-verseuchten und malaria-freien Orten auffinden lassen. Der Grund für das Fehlen der Malaria kann nicht in der Lust liegen, die jederzeit von allen Seiten her aus der Campagna über Rom hinwegstreicht, nicht im Wasser, das aus den Malaria-Gegenden zum Theil in offener Letzung nach Rom geföhrt wird, nicht in Gewässern, Obej, Gewässern, die ebenfalls aus der Malaria-Gegend eingeführt werden. Der einzige hier in Betracht kommende Unterschied zwischen Stadt und Umgebung liegt darin, daß das Innere der Stadt vegetations-frei und damit gänzlich frei von Moskitos ist, gegenüber der Umgebung, die von Stechmücken verschiedener Art wimmelt. Überall, wo die Vegetation in größeren Anlagen, Gärten u. s. w. beginnt, da zeigen sich innerhalb und außerhalb der Mauern von Rom die Stechmücken und damit vergesellschaftet die Malaria.“ Nach Aufzehrung oder Entzehrung des Bodens eines Malaria-Gebietes verschwinden die Mücken, zugleich die Malaria. Die Mücken schwärmen am meisten nach Sonnenaufgang; in Malaria-Gebieten sind Menschen, die sich zu dieser Zeit im Freien aufhalten, am meisten der Infektion ausgesetzt. Offenes Feuer löst die Mücken herbei und vernichtet sie, offenes Feuer schützt erfahrungsgemäß vor Malaria-Ansteckung. Schwefelgeruch verschreckt die Mücken, Schwefelarbeiter bleiben von der Krankheit verschont. Der durch all diese Beobachtungen sehr wahrscheinlich gemachte Zusammenhang zwischen der Krankheit und den Mücken wurde zur Gewissheit, als in Italien und Indien in dem Darmkanal solcher Moskitos, die das Blut Malaria-kranker gezoagt hatten, Malaria-Parasiten gefunden wurden. Es zeigt sich, daß der Malaria-Parasit in seinem ersten Entwicklungsstadium durch Stiche von Mücken, und zwar bestimmter Arten, zu denen ganz besonders die große, in Italien „Zanzarone“ oder „Mojito“ genannte Mückenart gehört, auf Menschen, Fledermäuse und Vögel übertragen wird. Von hundert gleichzeitig eingefangenen Sperlingen wurden fünfzig mit Moskitos zusammengebracht, fünfzig blieben gesund. Von den ersten wurden vierzig mit Malaria-Parasiten infiziert, von den letzteren kein einziger. Als man darauf auch diese den Mosquito-Stichen preisgab, wurde auch sie infiziert. — In ein Zimmer, in dem sich mehrere Personen befanden, die noch nie an Malaria erkrankt waren, wurden Moskitos gebracht, die zu Malaria-Gegenden gefangen waren. Nach kurzer Zeit erkrankten mehrere dieser Personen an Malaria. In warmen Blute seiner Witwe macht der Parasit ein oder mehrere Stadien seiner Entwicklung durch. Sol er sich weiter entwickeln und vermehren, so ist sein Übergang in einen anderen, latibulären Zustand notwendig. Dieser ist wieder eine Mücke, die ihn mit dem Blute des gestochenen Menschen oder Thieres einsaugt. Im Darm der Mücke entwickelt sich dann der Parasit zu seinem Endzustand und vermehrt sich hier, indem er in Sporen zerfällt. Diese gelangen in die Speicheldrüse der Mücke und werden von da wieder durch Stiche auf Menschen und Thiere übertragen, und der Kreislauf der Entwicklung wiederholt sich in derselben Weise. Aufgabe der Zukunft ist es, die Menschen von den infizierenden Mücken zu befreien. Das nächstliegende Mittel hierzu ist, diese durch Trockenlegung des Bodens, durch Ueberflutungen mit absiedelndem Wasser und dergleichen zu vernichten. Auch Vernichtung durch Fische, die die Mücken-Larven in Menge vertilgen, oder durch Petroleum wird empfohlen. Am wirksamsten wird immer der direkte Angriff des Körpers gegen Mückenstiche sein. Gelingt es, ein Mittel zu finden, das die Haut gegen die Angriffe der geschilderten Thiere schützt, so würde die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Krankheit, die jetzt jährlich Tausende und Abertausende wegbringt, und derentwegen ungeheure Ländereien, — in Italien allein zwei Millionen Hektar, — unbebaut bleiben, um noch vereinzelt vorzukommen.

## Reflections - Post

**Frau von Sch. in Potsdam.** — Wir haben ebenfalls die jüngste Tageszeitung veröffentlichte Notiz „Werden große Männer alt?“ gelesen und geben Ihnen gern eine Zusammenstellung der Lebensalter von ehrwürdigen Frauen: Königin Louise wurde 84 Jahre alt, Kaiserin Augusta 71, Philippine Welser 50, Fürstin Bismarck 71, Katharina von Born 53, Goethe's Mutter 77, Schiller's Mutter 70, Charlotte von Stein 55, Louise Scherzer 74, Leonore Prochaska 28, Caroline Herschel 98, Rosa Bonheur 76, Adele Barnhagen von Ense 62, Bettina von Arnim 74, Gräfin Hahn-Hahn 73, Amelie von Droste-Hülshoff 51, Anna Lewald 78, Henriette Herz 53, Dorothea Schlegel 76, Johanna Kindt 48, George Sand 72, Louise Pöhl 74, Louise Henzel 78, Louise von Plönnies 69, Wilhelmine Schröder-Loer 54, Clara Schumann 77, Marie von Nathusius 40, Ottília Silbermann 60. Sie sehen, daß Durchschnittsalter übereinstimmt noch daß der männliche Kränzchen „Vergnügmeinnicht“ in Hamburg. — Wir sagen Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem fünfzigjährigen Jubiläum! Die lange Zeit Ihres Verkehrs ist ein berechtigter Anspruch für das einträchtige Zusammenhalten Ihrer Mitglieder. Sie werden aber noch übertrafen durch ein Kränzchen in Leipzig, welches achtundvierzig Jahre besteht. Uebrigens gehörten diesem Kränzchen sieben junge Mädchen an, von denen Stamm sind gegenwärtig noch drei am Leben. Das zuletzt aufgenommene Mitglied gehörte dem Kreise seit etwa dreißig Jahren an. Aus den jungen Mädchen sind mit der Zeit Grobmütter, Großtanten und Urgroßtanten geworden, ja es gibt bereits einige erwachsene Kränzchen-Eutel.

**Frau v. B. in Düsseldorf.** — Die „Sturm- und Drang-Verleger“ hat ihren Namen eigentlich nicht von dem Sturm und Drang jener jungen Dichter-Genies, unter denen Goethe, Lenau, Wagner, Hahn, Müller am meisten hervortraten, sondern von dem Schauspieler Max Klinger's (gestorben als russischer General-Lieutenant in St. Petersburg 1881) „Sturm und Drang“, in welchem der Verfaßer, wie er und seine Geistesbrüder heißt, waren, im Sturmschritt der Handlung, mit der Wucht des dramatischen Pathos dem Ungeheim ihrer Gefühle und Überzeugungen der Stadt und Neuerliebten entgegenzuwerfen.“